

Spremberg/Grodok

Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft

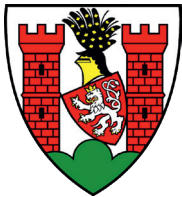
Geschichten aus
drei Erzählalons

Spremberg/Grodok — Geschichten aus drei Erzählalons

KOMMUNEN INNOVATIV

FONA

Forschung für Nachhaltigkeit



GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

ISBN: 978-3-9825223-1-9

altersinn[💡]vationen

ROHNSTOCK
BIOGRAFIEN

Spremberg/Grodtk

Dieses Buch ist zu beziehen über die Tourist Information
Spremberg, Am Markt 5, 03130 Spremberg/Grodtk und über die
Stadt Spremberg/Grodtk, Am Markt 1, 03130 Spremberg/Grodtk.
ISBN: 978-3-9825223-1-9

Guben

Das Buch »Guben. Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft.
Geschichten aus drei Erzählsalons« ist zu beziehen über das
Service Center der Stadt Guben, Gasstraße 4, 03172 Guben.
ISBN: 978-3-9825223-0-2

Spremberg/Grodtk

Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft
Geschichten aus drei Erzählsalons



Inhalt

- 7 Prof. Dr. Heike Jacobsen Einführung
- 10 Katrin Rohnstock Vorwort

Ich gehe meinen Weg – Menschen zwischen den Umbrüchen

- 17 Ilona Schulz (Jg. 1949)
Von Dunkeldeutschland lernen – Eine Wirtschaftsjournalistin studiert nach der Wende Soziologie
- 22 Ludwig Scheibner (Jg. 1943)
Morgen früh sind wir wieder da! – Ein Bergbauingenieur kümmert sich um Obdachlose und Gemeindemitglieder
- 25 Ellen Müller (Jg. 1959)
Die Unsicherheit ist das Schlimmste – Aus dem Leben einer Kämpferin
- 29 Klaus Panoscha (Jg. 1936)
Jeder Mensch sollte das Gefühl haben, gebraucht zu werden – Ein Leben für die Feuerwehr
- 32 Martina Artl (Jg. 1958)
Ich war die rasende Fotografin – Eine Facharbeiterin für Schreibtechnik wird zur Freelancerin
- 35 Petra Koark (Jg. 1953)
Vatern zum Trotz und Vaters »Erbe« – Eine Krankenschwester engagiert sich in der Gewerkschaft und für die Domowina
- 40 Claudia Käding (Jg. 1960)
Vernünftige Bezahlung und Zeit für die Patienten – Eine Gemeindegeschwester eröffnet einen Pflegedienst

Spremberger im Dienst ihrer Stadt

- 47 **Cindy Petsch** (Jg. 1978)
Auf der Suche nach neuen Ideen – Die Kreisvolkshochschule als Ort des Lernens und des Zusammenseins
- 50 **Rita Richter** (Jg. 1953)
Es geht nur mit gegenseitigem Respekt – Harte Jahre in Sozialamt und Jobcenter
- 54 **Ellen Müller** (Jg. 1959)
Die Schönrederei kotzt mich an – Vom zähen Ringen mit dem Jobcenter
- 55 **Ilona Schulz** (Jg. 1949)
Eine Ärztin kehrt den Hof – Spätaussiedler und andere Zuwanderer in Brandenburg
- 61 **Renate Drichel** (Jg. 1939)
Mit viel Hoffnung im Gepäck – Von der Großhändlerin zur Integrationsbeauftragten für Russlanddeutsche
- 67 **Michael Apel** (Jg. 1962)
Wie funktioniert Diktatur? – Kulturarbeit in Spremberg/Grodtk

Lausitzer Energie

- 75 **Günter Seifert** (Jg. 1939)
Ein Leben in drei Energiekrisen – Von der Liquidation des Gaskombinats Schwarze Pumpe zur Mitgliedschaft im Traditionsverein
- 84 **Jürgen Hübner** (Jg. 1949)
Ich stellte mich in die Ecke und weinte – Energieprobleme gestern und heute
- 89 **Gerd Lehmann** (Jg. 1951)
Autodidakt in Sachen Energie – Ideen zur Rettung

- 95 **Günter Scholz** (Jg. 1938)
Meine Jahre in Schwarze Pumpe – Der Bereichsleiter F/E des Stammbetriebs arbeitet noch immer in seinem Fach

Was ich mir für Spremberg wünsche – Ein Erzählalon über die Zukunft

- 101 **Prof. Dr. Heike Jacobsen** Einführung
- 102 **Ellen Müller** (Jg. 1959)
Suche nach dem stillen Örtchen
- 102 **Angela Kunze** (Jg. 1967)
Prada in Spremberg
- 104 **Cindy Petsch** (Jg. 1978)
Sorge um unser Krankenhaus
- 106 **Petra Koark** (Jg. 1953)
Das sind meine Kollegen
- 108 **Michael Apel** (Jg. 1962)
Raum und Mobilität
- 110 **Ellen Müller** (Jg. 1959)
Wir dürfen die Jugend nicht vergessen
- 111 **Aline Erdmann** (Jg. 1979)
Gleichstellung spielt überall eine Rolle
- 113 **Sylke Laubenstein-Polenz** (Jg. 1966)
Der Rufbus ist eine Katastrophe
- 114 **Ellen Müller** (Jg. 1959)
Wie die Kuh vorm neuen Tor

- 115 **Aline Erdmann** (Jg. 1979)
Mehr Gerechtigkeit und ein wertschätzender Umgang
- 115 **Renate Drichel** (Jg. 1939)
Wo bleibt die versprochene Kaufhalle?
- 116 **Angela Kunze** (Jg. 1967)
Nachfrage und Angebot
- 117 **Petra Koark** (Jg. 1953)
Halb volle Wassergläser
- 117 **Gabrie Kubitz** (Jg. 1959)
Diskussion und Widerrede
- 118 **Michael Apel** (Jg. 1962)
Der existenzielle Druck wirkt überall nach
- 118 **Sylke Laubenstein-Polenz** (Jg. 1966)
Zurück zu den Wurzeln und zu einer gesunden Natur
- 123 Rückmeldung der Stadt Spremberg/Grodtk zu den Erzählalons
- 125 **Bürgermeisterin Christine Herntier** Schlusswort

Liebe Leserinnen und Leser,

Prof. Dr. Heike Jacobsen
Projektleiterin Altersinnovationen
BTU Cottbus-Senftenberg

aus dem eigenen Erleben berichten und dabei die individuellen Erfahrungen in Beziehung setzen zu zeitgenössischen Ereignissen – diese Chance boten die Erzählalons, die wir im Sommer 2022 gemeinsam mit Katrin Rohnstock und ihren Mitarbeitenden in Guben und in Spremberg/Grodtk durchgeführt haben. Die gewohnten Bahnen des Diskutierens, des Meinungs-austausches und der wechselseitigen Überzeugungsversuche sollten bewusst verlassen werden zu Gunsten persönlicher Berichte über Erfahrungen mit den radikalen Umbrüchen nach der Wende, zu Gunsten subjektiver Beobachtungen heutiger Herausforderungen sowie gemeinsamer Reflexion und kreativer Ideen zur Gestaltung der Zukunft in Stadt und Region.

Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft – dies waren die übergeordneten Themen unserer sechsteiligen Reihe von Erzählalons: Entstanden ist ein beein-



3. Erzählsalon am 22.9.2022 im Bühnenhaus der Freilichtbühne in Spremberg/Grodtk (links) und 1. Erzählsalon am 4.8.2022 im Kontaktcafé der Volkssolidarität

druckendes Panorama nebeneinander verlaufender und teils sich kreuzender Lebenswege, die das Zusammenleben in einer Stadt widerspiegeln und einen Eindruck von ihren künftigen Möglichkeiten vermitteln. Die Region befindet sich seit Langem in einem tiefgreifenden Veränderungsprozess, der nicht nur wirtschaftliche, sondern auch soziale und kulturelle Probleme aufwirft. Die Kommunen Guben und Spremberg/Grodk nehmen hier eine wichtige Vorreiterrolle ein: Sie gestalten den Strukturwandel proaktiv und stellen sich den Herausforderungen der künftigen Daseinsvorsorge einer zunehmend älter werdenden Bevölkerung.

Die Brandenburgische Technische Universität Cottbus – Senftenberg (BTU) unterstützt diese Bemühungen, indem sie Innovationen fördert. Sie nutzt ihre Potenziale, um Impulse zu geben, und beteiligt sich am gesellschaftlichen Diskurs in der Region. Die Erzählsalons sind ein zentraler Bestandteil unseres von 2021 bis 2023 vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Forschungs- und Entwicklungsvorhabens »Altersinnovationen – Stärkung von Kommunen als Initiatoren, Partner und Adressaten von Innovationen durch Ältere«. Mit diesem am Lehrstuhl Wirtschafts- und Arbeitssoziologie der BTU entwickelten Projekt wollen wir die Verbindungen zwischen den Bürgerinnen und Bürgern, den Kommunen und der Universität stärken und verstetigen.

Die Erzählsalons vertiefen das Wissen über die Bedeutung der Erfahrungen aus der Bewältigung des Strukturbruchs nach der Wende als Ressource oder als Hindernis für die Auseinandersetzung mit den aktuellen Fragen des demografischen Wandels, der Energiewende und weiteren Themen des Zu-



2. Erzählsalon am 29.8.2022 im Bergschlösschen

sammenlebens in der Region. Es sind gerade die älteren Bürgerinnen und Bürger, deren Teilhabe entscheidend ist, um realistische Zukunftsentwürfe zu entwickeln, und die mit ihrem Engagement dazu beitragen, diese Entwürfe gemeinsam mit anderen Akteuren und Akteurinnen in bestehenden und neuen Netzwerken und Initiativen in die Tat umzusetzen.

Die Möglichkeiten der Universität sollen hierfür unterstützend eingesetzt werden: Wir laden Bürgerinnen und Bürger ein, sich an ausgewählten Forschungsprojekten als »Bürgerwissenschaftler:innen« zu beteiligen. Gemeinsam mit Forschenden und Studierenden werden vor Ort oder in der Universität Möglichkeiten erprobt, wissenschaftliche Projekte zur Verbesserung der Lebensbedingungen in der Region weiterzuentwickeln und eigene Ideen einzubringen.

In den Erzählsalons hat unser BTU-Team – Alexander Elsner, Vanessa Lau und Nora Rigamonti – viele ältere Bürgerinnen und Bürger bereits kennenlernen können. In den beiden beteiligten Kommunen sind jeweils weitere Projektmitarbeitende jederzeit vor Ort ansprechbar für Fragen und Ideen – in Spremberg/Grodk Sebastian Kron, in Guben Katarzyna Maj. Nähere Informationen und Neuigkeiten zum Gesamtprojekt finden sich auf der Website des Projekts: www.altersinnovationen.de

Im Namen unseres Projektteams bedanke ich mich herzlich bei allen Erzählerinnen und Erzählern für ihre Bereitschaft, sich mit ihren persönlichen Erfahrungen und Ideen an diesem Vorhaben zu beteiligen. An Katrin Rohstock und ihr Team geht unser Dank für die Organisation und Moderation der Erzählsalonreihe in unseren beiden Partnerkommunen, das Verfassen der Texte und die Gestaltung der beiden Broschüren.

Cottbus, November 2022

Prof. Dr. Heike Jacobsen

Im Erzählsalon kamen Mitglieder der Stadtgesellschaft zusammen, teilten ihre Erfahrungen aus der Wendezeit, um gemeinsam Pläne für die Zukunft zu entwickeln

Katrin Rohnstock

Entwicklerin und Moderatorin
der Erzählsalonreihe,
Inhaberin Rohnstock Biografien

»Wenn wir nicht wissen, woher wir kommen, wissen wir auch nicht, wohin wir gehen« heißt ein Spruch, der den Bogen von der Zukunftsplanung in die Vergangenheit schlägt. Die Schwaben sagen es etwas kürzer: »Zukunft braucht Herkunft.« Ohne das Wissen um die Erfahrungen der Vergangenheit kann Zukunft nicht gestaltet werden. Man muss die Prägungen der Menschen kennen, um sie für die Zukunft produktiv zu machen. Im Falle von Spremberg/Grodtk und vielen anderen Städten der Lausitz – und letztlich ganz Ostdeutschlands – ist die prägende Erfahrung die Wendezeit, die Zeit der großen Deindustrialisierung und der massenhaften Arbeitslosigkeit. Sie hat die Menschen, die jetzt alt sind und alt werden, maßgeblich geprägt.



3. Erzählsalon am 22.9.2022 im Bühnenhaus der Freilichtbühne in Spremberg/Grodtk (links) und 1. Erzählsalon am 4.8.2022 im Kontaktcafé der Volkssolidarität

Über diese Zeit des Niedergangs zu erzählen, ist nicht selbstverständlich. Lange war sie in der Öffentlichkeit ein Tabu. Und viele Menschen wollen auch nicht über diese Zeit sprechen, weil es weit schwerer ist, von Niederlagen und Misserfolgen zu erzählen als von Erfolgen. Umso erfreulicher ist es, dass sich das Projekt »Altersinnovationen« der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus – Senftenberg (BTU) unter der Leitung von Prof. Dr. Heike Jacobsen dafür interessiert, wie die Ostdeutschen die Wende erlebt haben. Denn in dieser Phase liegt der Schlüssel für Ängste und Verwerfungen, für Frust und Misstrauen, die heute weit verbreitet sind. Deshalb haben wir von Rohnstock Biografien uns gefreut, dass uns das Forschungsteam angetragen hat, innerhalb des Projekts Erzählsalons zu veranstalten.

Mit drei Erzählsalons schufen wir einen Raum, in den wir die Spremberger einluden, ihre Geschichten zu erzählen. Diese Einladung machten wir über die Lausitzer Rundschau und das Amtsblatt öffentlich und jeder durfte kommen. Und die Spremberger kamen! Der erste Salon fand am Anfang August 2022 im Kontaktcafé der Volkssolidarität statt, der zweite zum Ende des Monats im Bergschlösschen und der dritte an einem eiskalten Herbsttag im September 2022 auf der Freilichtbühne von Spremberg/Grodtk. Es kamen ehemalige verantwortliche Mitarbeiter vom Gaskombinat Schwarze Pumpe, die Leiterin des Jobcenters und die Ausländerbeauftragte, die Leiter von Flüchtlingswohnheimen, außerdem Ingenieure, eine Krankenschwester, Arbeiterinnen, von denen zwei in der Wendezeit psychisch krank geworden waren. Dennoch erzählten sie mutig und offen ihre Geschichten. Wie es in einer Kleinstadt so ist: Man kennt sich seit Jahrzehnten. Doch die Geschichten des anderen kennt man nicht.

Und die Spremberger erzählten einander von ihren Ängsten, ihren vielfältigen Brüchen, ihren vielen Versuchen, neue Arbeit und eine neue Existenzgrundlage zu finden, von ihrem Scheitern und ihren Erfolgen. Was für eine wunderbare Situation: zusammen an einem Tisch zu sitzen, einander zu erzählen und zuzuhören. Niemand wurde unterbrochen. Die Geschichten, die in einer solchen Situation erzählt werden, sind intensiv und konzentriert. Ich durfte die drei spannenden Erzählrunden moderieren. Sie waren abwechslungsreich und voller Überraschungen. Jede Geschichte ist auf ihre Weise spannend. Wir suchten die Geschichten nicht, sondern sie kamen zu uns. Manchmal stellten sich Zusammenhänge zwischen den einzelnen Geschichten her, konnte der eine vertiefen, was der andere nur andeutungsweise wusste. Das ist das Potenzial des kollektiven Erzählens im Erzählsalon: Es entsteht ein kollektiver bunter Geschichtenteppich, gewebt aus den verschiedenen Fäden der einzigartigen lebensgeschichtlichen Erfahrungen.

Es braucht viele Stimmen, um eine Geschichte zu schreiben. Alle zusammen genommen sind sie die neuere Stadtgeschichte. Doch es sind noch längst nicht alle Geschichten erzählt. Dieses Buch erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Es wäre schön, wenn es die Leser anregt, ihre eignen Geschichten zu erzählen. Dass Vielstimmigkeit möglich ist, ist ein Ausdruck von Demokratie. Es ist besonders wichtig, die zu hören, die bisher überhört wurden. Viele Ostdeutsche haben das Gefühl, mit ihren Erfahrungen und Sichtweisen nicht gehört zu werden. Sie glauben nicht mehr daran, dass ihnen jemand Gehör schenkt. Denn Zuhören heißt, das Gegenüber ernst zu nehmen und offen zu sein für Erfahrungen, die man selbst nicht gemacht hat.

Tausende Lausitzer verloren in den Neunzigerjahren ihre Arbeit. Das Gaskombinat Schwarze Pumpe, das bis zum Ende der DDR erfolgreich gearbeitet hatte, wurde in der großen Transformation stark geschrumpft. Mit dem Verschwinden der Industrie verschwand auch der Dreck, den sie verursacht hatte. Spremberg/Grodtk wurde von einer Industriestadt zu einer wunderschönen grünen Stadt. Als wir, das Team von Rohnstock Biografien, zum ersten Mal hierherkamen, waren wir überrascht von der Schönheit der Stadt. Was für ein hübscher Marktplatz mit einem schmucken Rathaus und einem lebendigen Stadtkern, funktionierendem städtischen Kino und hübscher Flaniermeile samt kleiner Geschäfte. Zu Recht nennt sich die Stadt »Perle der Lausitz«. Touristen sollten die Stadt unbedingt anschauen.

Auf den ersten Blick sieht man nicht, dass in Spremberg/Grodtk die jungen Leute fehlen. Denn wer in den Neunzigerjahren jung und flexibel war, verließ die Stadt, zog in den Westen oder in die Welt. Für die meisten Spremberger wurde die Transformation zur biografischen Zäsur: Viele fielen von einer qualifizierten Beschäftigung in die Arbeitslosigkeit und mussten nach neuen Lebensperspektiven suchen. Im Zuge dieses Umbruchs entwickelten die Menschen Bewältigungsstrategien, um mit dieser schwierigen Situation umzugehen. Im Rückblick wird offenbar, auf welche Weise sie die Situation gemeistert haben.

Der Erzählalon ist ein Veranstaltungsformat, das Rohnstock Biografien vor 20 Jahren entwickelt hat und seitdem in den unterschiedlichsten Zusammenhängen praktiziert. Er bietet eine Struktur für die Ausgewogenheit zwischen Erzählen und Zuhören und bringt beides miteinander in eine Balance, denn in unserer Gesellschaft ist das Gleichgewicht zwischen Erzählen und Zuhören aus den Fugen geraten. Im Erzählalon bekommt jeder eine Stimme, jeder bekommt Raum, seine Geschichte zu erzählen – egal, wie alt er ist oder wie geübt im Erzählen. Während der eine erzählt, schenken alle in der Runde dem Erzähler ihre Aufmerksamkeit. Und ihren Respekt. So gibt der Erzähl-

alon Raum für persönliche Erfahrungen. Jeder Mensch hat seine eigenen Erfahrungen. Jede Erfahrung ist wertvoll. Sie zu hören und zusammenzutragen, ist wichtig für eine Stadtgesellschaft. Zum Erzählen gehört Mut und Vertrauen. Dafür danke ich allen Erzählern herzlich.

Die in den Erzählalons mündlich erzählten Geschichten schrieben wir, das Team von Rohnstock Biografien, auf. Sie wurden von den Erzählern gelesen und autorisiert und sind nun in diesem Buch veröffentlicht. Es ist eine Fundgrube für alle, die sich mit Spremberg/Grodtk verbunden fühlen oder die etwas von dieser Stadt begreifen möchten. Ein Erzähler meinte: »Diese Geschichten sollten zur Pflichtlektüre für Politik, Verwaltung und Schule werden, denn nur im konstruktiven Zusammenspiel zwischen Kommune, Politik und Zivilgesellschaft wird es gelingen, die Herausforderungen der Zukunft zu meistern.«

Viele ältere Menschen haben weder Kinder noch Enkel in der Stadt, weil diese weit entfernt leben. Sie können ihren Alltag nicht in der Familie verbringen. Entsprechend sollten gemeinschaftliche Aktionen initiiert werden, mit anderen jungen Leuten und deren Kindern zusammenzukommen. Denn das Zusammenleben der Generationen ist nicht nur ein wirksames Mittel gegen Einsamkeit, sondern es lassen sich dadurch auch viele Defizite selbstorganisiert lösen.

Dieses Buch steckt voller Ideen. Ich hoffe, dass sie Kraft entfalten und umgesetzt werden. Natürlich sind noch längst nicht alle Geschichten erzählt, doch dieses Buch wird den weiteren Austausch anregen, davon bin ich überzeugt.

Ich danke Aline Erdmann und Sebastian Kron aus der Stadtverwaltung Spremberg/Grodtk für die konstruktive und unkomplizierte Zusammenarbeit. Es hat uns Spaß gemacht. Ich danke der Bürgermeisterin Christine Herntier, dass sie uns in ihre Stadt eingeladen hat. Und ich danke dem Team von der BTU, unter der Leitung von Prof. Heike Jacobsen und mit Nora Rigamonti, Vanessa Lau und Stefan Elsner, dass sie Rohnstock Biografien mit in das Projekt »Altersinnovationen« hineingeholt und uns dadurch die Chance gegeben hat, zu zeigen, was Erzählalons bewirken können.

Jena und Berlin, Januar 2023



Katrin Rohnstock



**Ich gehe meinen Weg –
Menschen zwischen den Umbrüchen**

Von Dunkeldeutschland lernen

Eine Wirtschaftsjournalistin studiert nach der Wende
Soziologie

Dr. Ilona Schulz
Jahrgang 1949

Ich finde es sehr interessant, dass jetzt, 30 Jahre nach der Wende, dieses Projekt stattfindet. Noch lebt die Generation, die die Wendezeit bewusst miterlebt hat und darüber erzählen kann. Es gibt auch in Spremberg inzwischen eine Generation, die überhaupt keine Beziehung mehr zu dem hat, was hier während der Wende passiert ist.

2021 erschien das Buch »Kinder von Hoy. Freiheit, Glück und Terror« von Grit Lemke. Es erzählt, was vor und nach 1989 in Hoyerswerda und im Gaskombinat Schwarze Pumpe geschehen ist. In Lemkes Beschreibungen finde ich mich wieder, vieles habe ich genauso erlebt und werde es nie vergessen. Das ist eben nicht die von Politik und Medien verbreitete holzschnittartige Sicht auf die DDR, die so oft vermittelt wird: die DDR ein Verbrecherstaat, jeder Zweite ein IM, der seinen Nachbarn oder Ehepartner ausspioniert und die Staatssicherheit informiert. Nein, wir haben ein anderes Leben geführt!

Ich besuchte in Spremberg die EOS »Karl Marx« und legte dort das Abitur ab. Währenddessen erlernte ich jeweils eine Woche im Monat über vier Jahre hinweg im Gaskombinat Schwarze Pumpe zusammen mit meinen Mitschülern den Beruf des Elektromonteurs. Diese Praxis wurde 1969 beendet, stattdessen gab es fortan die Berufsausbildung mit Abitur.

Kleinstadt war nicht so mein Ding, also studierte ich Journalistik in Leipzig. Anschließend wäre ich gern zur Frauenzeitschrift »Für dich« gegangen, um dort Frauenporträts zu schreiben. Das klappte jedoch nicht, denn ich wurde als Lokaljournalistin zur Lausitzer Rundschau geschickt. Auch das

Die oft von Politik und Medien verbreitete holzschnittartige Sicht auf die DDR spiegelt nicht wider, was wir erlebt haben. Wir führten ein anderes Leben!

ist so eine Sache, die sich heute keiner mehr vorstellen kann: Dass man sich nach dem Studium seinen Job nicht selbst aussucht, sondern automatisch einen vermittelt bekommt.

Als alleinerziehende Mutter wurde ich zu einer vierjährigen Aspirantur nach Berlin delegiert und promoviert. Anschließend wäre ich gern in Entwicklungsländer gegangen und hätte dort gearbeitet. Das war eine Thematik, mit der ich mich bereits wissenschaftlich befasst hatte: Ich hatte Wirtschaftsbeziehungen zwischen dem Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW) und Entwicklungsländern analysiert. Doch wieder landete ich bei der Lausitzer Rundschau, wurde erneut als Wirtschaftsjournalistin eingesetzt. Als solche lernte ich im Bezirk Cottbus zahlreiche Betriebe von innen kennen.

Für jeden, der ein bisschen ökonomischen Verstand besaß, war klar, was nach dem 1. Juli 1990 passieren musste: Mit der Währungs- und Wirtschaftsreform gingen unsere Betriebe über Nacht den Bach runter. Ich war

Mir war klar, dass mit der Währungs- und Wirtschaftsreform unsere Betriebe über Nacht den Bach runtergehen werden.

erschrocken über die Naivität der Menschen, die auf der Straße für die Einführung der D-Mark demonstriert hatten. Viele Betriebe im Bezirk Cottbus wären allerdings auch ohne Währungsumstellung bald am Ende gewesen. Die Maschinen waren verschlissen und konnten oft nicht mehr repariert werden. In der

Ökonomie spricht man von einer einfachen und einer erweiterten Reproduktion. In der DDR waren wir oftmals bei der einfachen Reproduktion angelangt, wir konnten gar nicht mehr akkumulieren. Nur in wenigen Bereichen gab es Investitionen, vorrangig in denen, die uns Devisen einbrachten.

Viele Menschen kannten mich als Journalistin, weil ich unter anderem Brigadeporträts geschrieben hatte. Nach der Wende sprachen mich Leute aus dem Textilkombinat, dem Kraftwerk Jänschwalde, der Bärenhütte in Weißwasser und etlichen anderen Betrieben auf der Straße an: »Wir wussten gar nicht, welchen Stellenwert die Arbeit in unserem Leben hatte«, stellten sie fest. »Die Arbeit war für uns so selbstverständlich, so normal! Und nun ist alles futsch. Unser Betrieb wurde geschlossen, wir sind arbeitslos.«

»Normal« waren auch die Kultur- und Bildungspläne gewesen. Brigaden aus dem Kraftwerk Jänschwalde waren – weil es der Bildungsplan vorsah und zunächst nicht ganz freiwillig – unter anderem ins Theater Cottbus gegangen. Nach der Wende, als die Kollegen mit 53 Jahren in den Vorruhestand geschickt worden waren, trafen sich die gleichen Leute, um gemeinsam ins Theater zu gehen, ins Kino oder zum Bowlen. Denen war der Theaterbesuch oder eine andere gemeinsame Unternehmung zum Bedürfnis geworden.

Ich traf eine Cottbuser Textilarbeiterin auf der Straße. Sie hätte zu DDR-Zeiten aufgrund ihrer Familie gern verkürzt gearbeitet, was im Schichtrhythmus des Textilkombinats jedoch unmöglich gewesen war. Jetzt sagte sie:

»Nun habe ich gar keine Arbeit mehr und bin von meinem Mann abhängig, der in der Kohle arbeitet. Ich bin überhaupt nicht mehr selbstständig. Und ich vermisse schmerzlich meine Kolleginnen.« Die finanzielle Unabhängigkeit in der DDR hat die Frauen verändert.

Gemeinsame Unternehmungen mit Kollegen gehörten zum Alltag und wurden zum Bedürfnis.

Als ich 1990 noch einmal studierte, erlebte ich eine Gastdozentin aus Frankfurt am Main, die über Familienrecht referierte. Weil sie uns so begeisterte, baten wir sie nach der Vorlesung zu einer Diskussion. Erst wollte sie nicht, dann ließ sie sich doch überreden. Am Ende beschimpfte sie uns: »Ihr DDR-Frauen müsst doch bescheuert sein! Wir haben jahrelang für dieses soziale System gekämpft, was ihr Frauen im Osten hattet: Frauenförderung, eine berufliche Aus- und Weiterbildung, die Kinderbetreuung, während der Arbeitszeit den Haushaltstag – und das lasst ihr euch alles nehmen! Ihr kämpft nicht dafür, dass das bleibt? Diese Dinge könnten wir doch in Gesamtdeutschland dringend gebrauchen!«



Damals verstanden wir noch nicht, worauf die Dozentin hinaus wollte, aber heute sage ich: Es darf unter gar keinen Umständen so weiterlaufen, dass DDR-Errungenschaften und Erfahrungen in dem größeren Deutschland keine Berücksichtigung finden! Kindergärten und Polikliniken existieren noch, wenn auch mit vielen Abstrichen. Sie heißen nun »Kita« und »medizinisches Versorgungszentrum«, aber ein Teil der Idee blieb zumindest erhalten. Wir haben in Spremberg ein solches Zentrum, aber wer von uns dort hinget, der geht noch immer in die »Poliklinik«. Es ist wichtig, das zu bewahren, was erfolgreich und gut gewesen ist.

Als ich neulich einer jungen Frau in Hoyerswerda erzählte, dass die DDR im Westen »Dunkeldeutschland« genannt wurde, erwiderte sie: »Na klar, weil die DDR ein Verbrecherstaat war!« Die Frau stammte aus Leipzig, hatte aber

DDR-Errungenschaften und -Erfahrungen sollten in Gesamtdeutschland Berücksichtigung finden.

in Bremen studiert und keine eigenen Erfahrungen mit der DDR gemacht. »Nein«, entgegnete ich, »der Begriff »Dunkeldeutschland« wurde geprägt, weil es in DDR-Städten verglichen mit westdeutschen Städten verhältnismäßig dunkel war. Wir beleuchteten nicht alle Straßen und strahlten nicht die Häuser an. Wenn

es jetzt in der Energiekrise hart auf hart kommt: Wir wissen, wie man Energie spart!« Da guckte mich die junge Frau groß an.

Anfang der Fünfzigerjahre hatte es regelmäßig Stromsperrungen gegeben, die wir »Dunkelstunden« nannten. Wir Kinder liebten sie, weil die Großmutter



uns dann Märchen erzählte. Es war alles dunkel, man sah kaum etwas und konnte nichts anderes tun als erzählen. Die Energiesparpolitik, mit der ich groß geworden bin, werden wir jetzt wieder brauchen. Dabei kann man auf Erfahrungen setzen, die wir einst gesammelt haben.

Was Menschen über ihr Leben erzählen, ist ein Schatz für die Geschichtsschreibung. Denn Geschichte ist eben nicht nur die wissenschaftliche Sicht auf die Dinge, sondern auch, wie der einzelne Mensch seine Zeit erlebt. Wir können Deutschlands Zukunft nur gestalten, wenn wir uns gegenseitig etwas voneinander erzählen. Dazu gehört, dass auch im Westen wahrgenommen wird, was bei uns in der DDR gut gelaufen ist. Wie man Energie und Wasser spart oder mit Sekundärrohstoffen umgeht, lernten wir schon als Kinder. Wir gingen Altstoffe sammeln und finanzierten davon unsere Klassenfahrten.

Als ich 1973 promovierte, las ich den Bericht des Club of Rome »Grenzen des Wachstums«. Darin legten junge Wissenschaftler dar, wie man mit natürlichen Ressourcen umgeht. Kein Mensch, weder in Westdeutschland noch in der DDR, nahm dieses Buch ernst. Wir sparten in der DDR an allen Ecken und Enden Energie, weil sie knapp war. Bei uns herrschte eine Mangelwirtschaft. Aber eine solche birgt eben auch Vorteile, weil die Bevölkerung mit knappen Ressourcen leben lernen muss. Weit weg von dem, was ich einst als Dunkelstunde erlebt habe, sind wir heute nicht.

So gibt es zahlreiche Erfahrungen, die auch nach 30 Jahren im vereinten Deutschland noch wichtig sind. Deshalb finde ich ein Erzählprojekt wie dieses hochspannend. Noch leben wir und können unser Wissen einbringen. Wenn wir mit dieser Publikation dazu beitragen können, in unsere jetzige Gesellschaft zu transportieren, was in der DDR gut gelaufen ist, haben wir alle gewonnen.

Wir lernten in der DDR schon als Kinder, wie wir sparsam mit knappen Ressourcen, Energie, Wasser und Sekundärrohstoffen umgehen. Auf diese Erfahrungen können wir heute setzen.

Morgen früh sind wir wieder da!

Ein Bergbauingenieur kümmert sich um Obdachlose und Gemeindemitglieder

Ludwig Scheibner
Jahrgang 1943

Ich stamme aus dem Erzgebirge und werde nächstes Jahr 80 Jahre alt. 1965 wurde ich in der Lausitz zur Fahne eingezogen. Ich war auf einem Radarstützpunkt im Dorf Weißagk bei Forst stationiert, welches in den Achtzigern weggebaggert wurde. Anschließend absolvierte ich ein Soziales Jahr in der Evangelischen Anstalt Lobetal bei Bernau. Über ein Ingenieursstudium an der Bergakademie Freiberg landete ich wieder in der Lausitz. Der Tagebau Welzow-Süd, der das Gaskombinat Schwarze Pumpe mit Kohle belieferte, wurde für 20 Jahre mein Arbeitsplatz. Die Klassifizierung des 2. Lausitzer Kohleflözes war meine Aufgabe, um die Kohle entsprechend ihrer Qualität zu Gas, Koks, Briketts oder für die Stromerzeugung zu verarbeiten.

Durch die Wende wurde weniger Kohle gefördert, Arbeitsplätze wurden abgebaut. Ich wurde entlassen und in der Rekultivierung eingesetzt. Wir nahmen die sogenannte Millionenkippe auseinander. Als Schwarze Pumpe aufgebaut worden war und auch später hatten sie darin alles versenkt, was sie nicht mehr brauchten. Dann hatten sie Dreck darüber geschüttet, damit man nichts mehr sah. All das entsorgten wir nun, Löffel für Löffel. Die Farbe kam für sich, genau wie das Holz, der Schrott und alles andere. Dreck zu Dreck hieß nun drei Jahre lang meine Aufgabe.

Nachdem das erledigt war, wurde ich arbeitslos, aber ich hielt es genauso wie Herr Panoscha: Ich gehöre der Landeskirchlichen Gemeinschaft in Spremberg an und brachte mich dort ehrenamtlich ein. Das war etwa ein Jahr nach der Millionenkippe.

Neun Jahre lang betrieben wir das Obdachlosenhaus der Stadt Spremberg, das sich auf unserem Gemeindegrundstück befand. Meist wohnten nur drei, vier Leute dort, manchmal auch fünf und mehr. Unsere Bewohner mussten vormittags arbeiten, denn wenn man den ganzen Tag in der Bude sitzt und Kaffee trinkt, ist das unbefriedigend. So holten wir uns zum Beispiel mit dem Lastkraftwagen Bäume, die am Straßenrand gerodet worden waren, auf den Hof. Sie wurden gesägt, gehackt und gespalten. Anschließend verkauften wir das Holz an Gemeindemitglieder und andere Personen. Damit war für unsere Heimbewohner der halbe Tag weg. Brachten wir den Leuten das Holz, bekamen wir auch mal eine Tasse Kaffee oder eine Bockwurst als Dankeschön.

Die Bewohner des Obdachlosenhauses waren praktisch die Schweinchen vom Altersheim nebenan. Was bei denen nicht aufgegessen wurde, wäre weggeschüttet worden, hätten wir es nicht bekommen. Das war wie bei der biblischen Geschichte der Speisung der Fünftausend: Das Essen genügte für die Obdachlosen und ihre Betreuer. Nach dem Mittagessen hatten unsere Bewohner frei. Sie durften an den Veranstaltungen unserer Gemeinde teilnehmen. Der größte Teil hatte ein Suchtproblem, das sie in die Obdachlosigkeit gebracht hatte. Sie hatten alles versoffen und wussten nicht mehr ein noch aus. Es gab eine Suchtgruppe, die bis heute existiert. Manche Bewohner gingen irgendwann, andere starben am Alkohol.

Neun Jahre betrieben wir ein Obdachlosenhaus, in dem Suchtkranke neben Speisen und Heim auch Arbeit bekamen. Dann beschloss das Ortsparlament: Wir haben nur noch Wohnungslose.



»Wir haben in Spremberg keine Obdachlosen, sondern nur noch Wohnungslose!«, stellte das Ortsparlament nach etwa neun Jahren Obdachlosenhaus fest. Das also war der feine Unterschied. Worin dieser bestehen soll, weiß ich allerdings bis heute nicht.

Dass wir das Obdachlosenhaus nicht mehr brauchten, hatte auch sein Gutes. Zwar hatte unsere Gemeinde ein paar Arbeitskräfte dafür angestellt, aber das Ganze funktionierte nur durch die Mitarbeit vieler Ehrenamtlicher. Die konnten ihre Zeit nun für andere Dinge verwenden. Da ich zu den Angestellten gehörte, war ich nach der Schließung des Hauses erneut arbeitslos.

Ab diesem Zeitpunkt war ich nur noch ehrenamtlich tätig. In all den Jahren gab es keinen Tag, an dem ich Langeweile hatte. Das Gebäude der Obdachlosenunterkunft wurde zu einem Wohnhaus umgebaut. Die Gemeinde kümmert sich weiterhin um Suchtarbeit, unterhält einen Rentnertreff und arbeitet mit Kindern.

Wir sind vielleicht die einzige Gemeinde in Deutschland, die einen kleinen Lastkraftwagen hat. Bis heute treffen wir uns jeden Morgen. Wir sind zwei, drei Leute, eine richtige »Jugendbrigade«, ich bin der Älteste. Mit Holz-

hacken und -spalten beschäftigen wir uns allerdings derzeit nicht. Vielleicht kommt das wieder, wenn die Briketts knapp werden. Zu tun gibt's trotzdem genug. Wenn mich einer bittet, Pferdewiege für sein Gemüsebeet zu besorgen oder Briketts zu organisieren, dann helfe ich aus. Wenn einer sagt: »Bring mir bitte mal einen Ziegelstein von hier nach da« oder ein anderer:

»Die Wohnung meiner Mutter muss ausgeräumt werden«, dann mache ich das. Im Prinzip erledigen wir Fahr- und Räumaufträge – eben alles, was gebraucht wird. Das machen wir ebenso wie früher bis zum Mittagessen. Ab eins macht dann jeder seins. Morgen früh sind wir wieder zur Stelle.

Ich arbeitete viele Jahre ehrenamtlich und es gab nicht einen Tag, an dem mir langweilig war.

Die Unsicherheit ist das Schlimmste

Aus dem Leben einer Kämpferin

Ellen Müller
Jahrgang 1959

Meine Eltern waren relativ alt, als ich geboren wurde. Meine Mutter war Jahrgang 1922, mein Vater Jahrgang 1905. Er hatte beide Weltkriege miterlebt. Ich hing sehr an ihm. Da meine Mutter zu Hause war, ging ich nicht in den Kindergarten. Mein Vater arbeitete im Vierschichtsystem im Fernsehkolbenwerk Friedrichshain bei Döbern.

Ich war eine sehr gute Schülerin. Weil ich in der Nähe meines Vaters sein wollte, entschied ich mich, auch nach dem Schulabschluss in meiner Heimatstadt zu bleiben. Ich lernte Instandhaltungsmechaniker für das Fernsehkolbenwerk in der Keulahütte in Krauschwitz. 15 Jahre lang arbeitete ich dort, bis zur Wende. 1982 kam mein Sohn zur Welt. Im gleichen Jahr wurde das neue Fernsehkolbenwerk in Tschernitz eröffnet, ich aber blieb wegen meines Kindes in Friedrichshain. Der dortige Betrieb wurde auf Behälterglas umgestellt. Nachdem ich einen Krippenplatz für meinen Jungen bekommen hatte, ging ich 1983 wieder arbeiten.

Sobald im Betrieb irgendwo Arbeitskräfte ausfielen, rief man mich. Dann hieß es: »Ellen, wir brauchen jemanden in der Telefonie!« Also machte ich Telefondienst. Dann fiel der Lohnbuchhalter aus und ich hörte: »Ellen, Lohnbuchhaltung machen!«

Bis zur Wende war ich Mädchen für alles, auch in der Gewerkschaft half ich aus. Ich war in der Partei, warum soll ich nicht ehrlich sein? Ein Vierteljahr half ich in der SED-Kreisleitung aus, weil auch dort jemand fehlte. Ich war ein typischer DDR-Bürger und bin bis heute der Meinung: Ich habe in einem Land gelebt, in dem es mir gut ging und in dem ich auch als alleinerziehende Mutter keine Nachteile hatte. Das sieht heutzutage ganz anders aus.

Ich lebte in einem Land, in dem es mir gut ging und in dem ich als Alleinerziehende keine Nachteile hatte.

Am 1. Juli 1990 kam die Deutsche Mark, und alle riefen: »Hurra, endlich die D-Mark!« Diese Begeisterung teilte ich nicht und sagte: »Leute, hört auf zu schreien! Wir werden die Ersten sein, die dichtmachen. Der Westdeutsche will seine Produkte bei uns loswerden. Nicht dass ihr euch einbildet, wir haben dann alle Arbeit.« »Hast wohl zu viel Schwarzen Kanal geguckt!«, hieß es da, doch ich erwiderte: »Nee, aber ich sehe die realen Unterschiede zwischen unserem System und dem Kapitalismus.«

Und siehe da: Das Behälterglaswerk in Friedrichshain war nach der Wende der erste Betrieb in der Region, der geschlossen wurde. Zunächst durften wir noch für die ČSSR kleine Bildschirme schleifen und etwas Behälterglas herstellen. Am 1. August 1990 mussten die ersten Mitarbeiter gehen. Wenn ich mich nicht täusche, habe ich am 28. September in der Schlosserei das Licht ausgemacht. Zusammen mit einigen anderen durfte ich noch etwas länger bleiben, weil wir aufräumen sollten. Wir waren nur fünf, sechs Mann. Da ich einen Sohn hatte und alleinerziehend war, gehörte ich eben dazu. So sah für mich die Wende aus.

Aber ich wollte nicht zu Hause sitzen bleiben, sondern Ergotherapeutin werden. Das durfte ich jedoch nicht, weil ich nicht aus dem sozialen Bereich kam. Ich suchte etwas, was mich wirklich interessierte. Das einzig Spannende, das ich fand, war Umweltschutztechniker Agrarökologie. Also studierte ich

zwei Jahre in Cottbus an der Agraringenienschule, im Schnellverfahren ohne Praktikum. Das war ein richtig schweres Studium, doch am Ende erkannte das Land Brandenburg den Beruf nicht an. Also wurde ich nur Agrartechniker, fand damit jedoch keine Arbeit, weil in den Kreis- und Stadtverwaltungen Leute saßen, die im Sozialwesen tätig gewesen waren, wie Kindergärtner, Horterzieher oder Lehrer. Die machten nun urplötzlich

den Job, den ich studiert hatte. Umweltschutztechnik Agrarökologie war ein vielfältiges Studium gewesen, das neben Tier- und Pflanzenproduktion auch Untersuchungsmethoden, Recht, soziale und entwicklungsbezogene Themen umfasste.

Zu meiner Arbeitssuche kam hinzu, dass meine Mutter älter und hilfsbedürftiger wurde und ich mich um meinen Sohn kümmern musste. Er war ein totales Wendekind: Bis zur zweiten Klasse hatte er das DDR-Schulsystem erlebt und war ein sehr guter Schüler gewesen. Dann wurde das Schulsystem der Bundesrepublik Deutschland eingeführt. Er wurde unruhig und begann zu zappeln, denn der Unterricht war für ihn nicht mehr interessant. Das Niveau der dritten Klasse in der BRD entsprach jenem am Anfang der zweiten Klasse

in der DDR. Mein Sohn hatte es schwer, genau wie ich. Bei mir hieß es: kein Job, Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen (ABM), nebenbei Pflege meiner Mutter.

Dann nahm ich an einer ABM in der Holzwerkstatt teil. Weil ich handwerklich begabt bin, leitete ich das Team. Doch wie üblich war nach einem Jahr Schluss und es begann das große Hoffen, dass es bald was Neues gibt. Ich versuchte mich als Versicherungsvertreter. Die Firma Signal bildete sogar richtig aus und ich hätte den Beruf des Versicherungskaufmanns abschließen können. Doch ich hatte ein Problem: Ich konnte nicht klingeln gehen. Die Theorie bereitete mir keine Schwierigkeit, aber das Klinkenputzen und die Leute zu überreden, einen Vertrag abzuschließen, konnte ich mit meinem Gewissen nicht vereinbaren. Die Versicherungsleute verstanden nicht, dass ich aufhörte.

Über ein Jahr arbeitete ich in Cottbus im Tierheim als Außendienstkoordinator, was leider wieder nur eine ABM war. Weiter ging es mit einer Umschulung als IT-Systemkauffrau, wieder mit einem IHK-Abschluss. Und dann? Wieder fand ich keine Arbeit! Ich sei zu alt, hieß es plötzlich – mit 38 Jahren! Mein Sohn ging nach der zehnten Klasse aufs Oberstufenzentrum. Er meisterte es gut, studierte und ist inzwischen Personalreferent einer größeren Firma in Berlin. Ich bin sehr stolz, dass er das geschafft hat.

Ich bewarb mich, arbeitete hier und da, schulte um, wurde abgelehnt. Ich fand einfach keine Arbeit.

Stellen, auf die ich mich bewarb, wurden fachfremd besetzt. Ich begab mich auf Arbeitssuche, kam von ABM zu ABM.



Ich durchlief derweil weitere Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und bekam schließlich über die Evangelische Kirche in Groß Kölzig einen Dreijahresjob, der mir großen Spaß machte. Auch hier war ich wieder Mädchen für alles. Fiel ein Lehrer an der Grundschule aus, durfte ich gar unterrichten. Ein paar Jahre arbeitete ich dort auf 165-Euro-Basis. Die Kinder hingen sehr an mir. Dann begannen zwei Lehrerinnen, die selbst erst kurz an der Schule tätig waren, mich zu mobben. Ich fiel in ein Loch, bot nur noch Hand- und Bastelarbeiten in einer Arbeitsgemeinschaft an. Es begann mit fünf, sechs Kindern, doch mit den Jahren wurden es immer mehr Kinder, die zur AG kamen. Schließlich waren es bis zu 40 bastelfreudige Kinder, sodass ich die AG drei Mal in der Woche anbot. Bis zur Corona-Zeit, dann fiel das natürlich weg.

Am schlimmsten allerdings war es bereits etliche Jahre zuvor gekommen. Nachdem ich mich 25 Jahre lang um meine Mutter gekümmert hatte, erbe ich nach ihrem Tod im September 2011 ein kleines altes Haus mit einem Grundstück von knapp 1 200 Quadratmetern in Döbern. Daraufhin zahlte mir das Jobcenter kein Hartz IV mehr. »Sie besitzen ein Grundstück, dessen Wert höher liegt, als Ihnen zusteht«, hieß es in der Begründung. Ich kämpfte wie

Ich kämpfte, bis ich einen Nervenzusammenbruch erlitt. Nun erfahre ich Hilfe durch meinen Sohn, denn Arbeit finde ich keine mehr.

ein Berserker, weil ich wusste, dass der Grundstückswert niedriger war, als das Amt behauptete, und voll im Rahmen des Erlaubten lag. Der Kampf dauerte ein halbes Jahr. Ich war fix und fertig. Eines Tages klingelte das Telefon: »Frau Müller, Sie hatten die ganze Zeit recht.« Doch es war zu spät, ich erlitt einen schweren Nervenzusammenbruch. Weil ich kein Hartz IV mehr erhalten

hatte, hatte ich Schulden gemacht. Ich suchte selbstständig nach Hilfe und organisierte mir eine gerichtliche Betreuung. Allein hätte ich es nicht geschafft, aus der Schuldenfalle rauszukommen.

2017 bis 2019 versuchte ich, an einer evangelischen Schule ein Prädikantenstudium zu absolvieren, schaffte es aber nicht. Ich konnte mich nicht mehr ausreichend konzentrieren, um die Prüfungen zu bestehen. So ist das, wenn deine Nerven nicht mehr richtig funktionieren: Du möchtest zwar, aber du kannst nicht mehr.

Ich habe meinen Sohn großgezogen, hab mein Leben in den Dienst meines Kindes gestellt – und jetzt erfahre ich durch ihn Hilfe. Irgendwie muss es weitergehen, doch eine Arbeit finde ich in meinem Alter nicht mehr. Wegen meiner Nervenerkrankung habe ich einen Antrag auf Erwerbsunfähigkeitsrente gestellt und bin gespannt, ob er genehmigt wird. Ich hoffe, dass ich nicht noch mal durch die Hölle muss. Finanzielle Unsicherheit ist das Schlimmste, was es gibt.

Jeder Mensch sollte das Gefühl haben, gebraucht zu werden

Ein Leben für die Feuerwehr

Klaus Panoscha
Jahrgang 1936

Ich wurde in Spremberg geboren und stamme aus einer armen Familie. Meine Mutter, eine Spulerin, erzog uns Kinder allein, weil mein Vater 1939 in den Krieg musste und bis 1946 krank in englischer Gefangenschaft in Australien inhaftiert war. Er starb Anfang 1950.

Nachdem ich in der Spremberger Eisengießerei und Maschinenfabrik ab 1951 den Maschinenschlosserberuf erlernt hatte, warb mich ein Bekannter mit dem Hinweis: »Wir brauchen Feuerwehrleute, kannst du nicht mitmachen?« So wurde ich 1955 Angehöriger der Freiwilligen Feuerwehr Spremberg, der ich heute noch angehöre. Dieser Schritt bestimmte mein weiteres Leben wesentlich. Als ich 1956 als Kesselschlosser zum Neubau »Bau der Jugend« Kraftwerke Trattendorf in die Kohle wechselte, wurde ich auch Mitglied der dortigen Betrieblichen Freiwilligen Feuerwehr.

Nach Abschluss des Meisterstudiums Allgemeiner Maschinenbau in diesem Betrieb wurde ich nach einem Jahr als Technologe zum Hauptbrandschutzverantwortlichen des Kraftwerkskombinats für die Kraftwerke Trattendorf, Lauta, Finkenherd, Plessa und der Zentralwerkstatt Lauta berufen. Auch hier durfte ich in einigen Arbeitsgruppen mitarbeiten. Teile dieser Kraftwerke wurden später zeitweilig dem Gaskombinat Schwarze Pumpe angeschlossen.

Nach Abschluss mehrerer Lehrgänge leitete ich seit 1972 die Freiwillige Feuerwehr Spremberg mit den Freiwilligen Feuerwehren der sieben eingemeindeten Ortschaften bis 1998 über 26 Jahre. Damit war ich auch einer der acht Wirkungsbereichsleiter im Altkreis Spremberg, die im Auftrag der Abteilung Feuerwehr des Kreispolizeiamts jeweils mehrere Freiwillige Feuerweh-

Der Eintritt in die Freiwillige Feuerwehr sollte mein gesamtes weiteres Leben bestimmen. Hier wurde ich gebraucht.

ren im Kreis anleiten und kontrollieren sollten. Besonders die Familie unterstützte mich hierbei sehr und musste große Entbehrungen hinnehmen. Viele der Auszeichnungen, die ich erhielt, gehörten eigentlich ihr.

Von der VVB (Vereinigung Volkseigener Betriebe) Kraftwerke in Cottbus erhielt ich 1966 einen Studienplatz an der Fachschule Feuerwehr Heyrothsberge zum Ingenieur für Brandschutzwesen. Das war für einen Zivilisten eine Ausnahme, da die Schule dem Ministerium des Inneren unterstand. Von der VVB Kraftwerke wurde ich 1971 zum ORGREB-Institut für Kraftwerke in Vetschau als wissenschaftlicher Mitarbeiter Brandschutz berufen, wo ich neben kleineren Forschungsaufträgen mehrfach zur Brandursachenermittlung bei Großbränden in den Kraftwerken unserer VVB sowie in mehreren Arbeitskreisen anderer VVB als Vertreter der Kraftwerke delegiert wurde. Mit steigender Belegschaftszahl am Institut wurde ich schrittweise Leiter der Betriebssicherheit mit all den entsprechenden Unteraufgaben. Von dort wurde ich 1976 von der VVB Braunkohle Senftenberg zum Leiter der Betrieblichen Feuerwehren des Braunkohlewerks (BKW) Welzow mit den hauptamtlichen Betrieblichen Feuerwehren der Tagebaue Welzow-Süd, Spreetal (später Spreetal-Nordost), Greifenhain, Scheibe und den Freiwilligen Betrieblichen

Viele der Auszeichnungen, die ich erhielt, gehörten eigentlich meiner Familie, die stets große Entbehrungen hinnehmen musste.

für einen Zivilisten eine Ausnahme, da die Schule dem Ministerium des Inneren unterstand. Von der VVB Kraftwerke wurde ich 1971 zum ORGREB-Institut für Kraftwerke in Vetschau als wissenschaftlicher Mitarbeiter Brandschutz berufen, wo ich neben kleineren

Forschungsaufträgen mehrfach zur Brandursachenermittlung bei Großbränden in den Kraftwerken unserer VVB sowie in mehreren Arbeitskreisen anderer VVB als Vertreter der Kraftwerke delegiert wurde.

Mit steigender Belegschaftszahl am Institut wurde ich schrittweise Leiter der Betriebssicherheit mit all den entsprechenden Unteraufgaben. Von dort wurde ich 1976 von der VVB Braunkohle Senftenberg zum Leiter der Betrieblichen Feuerwehren des Braunkohlewerks (BKW) Welzow mit den hauptamtlichen Betrieblichen Feuerwehren der Tagebaue Welzow-Süd, Spreetal (später Spreetal-Nordost), Greifenhain, Scheibe und den Freiwilligen Betrieblichen



Feuerwehren der Siebanlage Sabrodt, der Werkstätten Greifenhain und der Verwaltungsbarackensiedlung (ehemals Wohnlager II für den Aufbau des Gaskombinats Schwarze Pumpe) abgeworben.

Mit der Wende wurden – bis auf den Tagebau Welzow-Süd – alle Betriebsteile des BKW Welzow geschlossen, sodass auch keine weiteren Feuerwehren mehr gebraucht wurden. 1992 endete damit auch mein Arbeitsverhältnis mit 56 Lebensjahren. Ich musste mir also etwas Neues aufbauen. Das empfehle ich auch jedem anderem: Ist abzusehen, dass man bald keine Beschäftigung mehr hat, muss man sich beizeiten etwas suchen, das einen im Lebensabend ausfüllt. Ein Mensch sollte immer das Gefühl haben, gebraucht zu werden. Das kommt aber selten im Selbstlauf, man muss es sich erarbeiten.

Mit der Wende wurden fast alle Betriebsteile des BKW Welzow geschlossen. Mit 56 Jahren musste ich mir etwas Neues aufbauen.

Den damals Verantwortlichen im Betrieb muss ich ein großes Lob aussprechen. Seit ich arbeitslos geworden bin, gab es für mich wie für die anderen Gekündigten bis zur eventuell neuen Beschäftigung oder bis zum Eintritt in die Altersrente keinen einzigen Tag, an dem wir kein Einkommen hatten. Die Verwaltung organisierte es so, dass die zu entlassenden Beschäftigten diese Zeit mit Kurzarbeitergeld, Altersübergangsgeld, Vorruhestandsgeld, Arbeitslosengeld oder ähnlichen Zuwendungen überbrücken konnten. Bis zum Schluss ließen sie keinen unter den Tisch fallen. Inmitten dieser Katastrophe empfand ich das als eine sehr gute Sache.

Nach meiner Entlassung musste auch ich mir etwas einfallen lassen, um nicht rammdösig zu werden. Die Angehörigen der Freiwilligen Feuerwehr schlugen mich 1990 zum Stadtverordneten der Stadt Spremberg vor, wohin mich die Bürger der Stadt auch wählten. In den 13 Jahren dort war ich unter anderem Stellvertreter des Stadtverordnetenvorstehers, leitete – manchmal zeitweilig – mehrere Ausschüsse und vertrat vor allem die Interessen der Brandsicherheit wie der Feuerwehr. Nach meiner Abgeordnetentätigkeit leitete ich den Präventionsrat der Stadt Spremberg, eine Gruppe, welche die Abgeordneten bei der Eindämmung der Kriminalität in der Stadt unterstützen sollte, bis die neue Verwaltung diese Aufgabe dem Ausschuss Bauen, Ordnung und Sicherheit übertrug. Ich war Stellvertreter des Seniorenbeirats in der Stadt und im Kreis Spree-Neiße sowie Mitglied im Landesseniorenrat.

In der Freiwilligen Feuerwehr initiierte ich 2002 eine Arbeitsgruppe Feuerwehrhistorik, der ich noch heute im Feuerwehrverband des Landkreises Spree-Neiße und im Landesfeuerwehrverband angehöre. Für die Freiwillige Feuerwehr der Stadt mit ihren nun zwölf eingemeindeten Ortsteilen schreibe ich ihre Geschichte auf und verwalte das Archiv.

Ich war die rasende Fotografin

Eine Facharbeiterin für Schreibtechnik wird zur Freelancerin

Martina Arlt
Jahrgang 1958

Ich bin 64 Jahre alt und gelernte Facharbeiterin für Schreibtechnik. Zu DDR-Zeiten war ich beruflich stets im Büro tätig. Zur Wende kündigte ich meine Stelle und fand Arbeit in einem Planungsbüro in Spremberg. Die Inhaber kamen aus dem »goldenen Westen«, wie man so schön sagte. So manch einer beneidete mich, dass ich in dem Büro eine Anstellung bekommen hatte. Zwei Jahre war ich dort und hätte auch bleiben können, aber mein Mann war Fotograf und sagte: »Hör da auf und arbeite zusammen mit mir freiberuflich, es gibt so viel zu tun!« Ich ließ mich überzeugen, kündigte 1992 und ging fotografieren.

Gleich zu Anfang gab es einen Höhepunkt: die Übergabe der polnischen Grenzbrücke in Podrosche Anfang der Neunziger. Mit Polizei, Blaulicht und Blasmusik marschierten sie über die neugebaute Brücke, die Menschen feierten das Ganze wie ein Volksfest. Wenn ich heute dort langfahre, denke ich an diesen besonderen Tag. Mittlerweile wird der Grenzübergang kaum noch genutzt.

Manche beneideten mich dafür, dass ich in einem von Westdeutschen geführten Planungsbüro beschäftigt war. Doch ich kündigte, um zu fotografieren.

Beruflich war ich Tag und Nacht in Weißwasser, Hoyerswerda, Spremberg und Umgebung unterwegs. Ich war nur am Arbeiten: auf jedem Dorffest, bei unzähligen Fußballspielen, Country- wie Oktoberfesten, Karnevalssumzügen und anderen Veranstaltungen, aber auch Fischerfeste, Grundsteinlegungen und das traditionelle Osterreiten in den sorbischen Regionen begleitete ich mit der Kamera. Ich war auf fast allen öffentlichen Veranstaltungen, ob das ein Konzert mit Karat am See war oder mit City auf der Bühne in der Hoyerswerdaer Innenstadt. Die Lausitzhalle präsentierte stets tolle Events. Ich benutzte meist

den Hintereingang, man kannte sich. Die Techniker nickten und sagten: »Setz dich ruhig rein.«

Gern erinnere ich mich an Veranstaltungen mit Christian Anders oder Andy Borg. Es gab wunderschöne Tanzturniere in der Lausitzhalle. Ich wäre am liebsten bis zum Schlussapplaus geblieben, doch dafür hatte ich keine Zeit. Die Arbeit rief. Hatte ich meine Fotos im Kasten und meinen Text im Kopf, zog ich weiter. Es gab Samstage, an denen ich 13 Termine zwischen Weißwasser, Hoyerswerda und Spremberg wahrnahm. Das musste ich alles mit dem Auto abfahren und irgendwann abends schreiben. Die Fotos zog ich von der Kamera rüber und die Texte mussten rechtzeitig fertig sein, sonst kamen die Anrufe der Redakteure. So ging es bis November 2020.

Dann kam die Corona-Pandemie. Schlagartig fielen alle Veranstaltungen aus. Als Freelancer konnte ich nicht mehr existieren. Zigmal in der Woche hatte ich in Hoyerswerda und Weißwasser die Babys stolzer Eltern fotografiert, nun durfte ich nicht mehr ins Klinikum. Ich durfte nirgends mehr hin. Corona war das Ende, es ging nach 28 Jahren Freiberuflichkeit von hundert auf null. Plötzlich saß ich zu Hause und wusste nicht, wie mir geschah.

Fast zwei Jahrzehnte war ich Tag und Nacht auf Veranstaltungen der Region und berichtete darüber. Dann kam Corona und ich konnte plötzlich nicht mehr als Freelancer existieren.



Seit mehr als zwei Jahren arbeite ich geringfügig hier im Bergschlösschen, wo ich als die »von der Presse« seit 1992 ein und aus gegangen bin. Das Haus ist 156 Jahre alt und wurde früher als Gaststätte genutzt. Wie ich hörte, gab es auch beliebte Tanzveranstaltungen. Jetzt ist das Bergschlösschen ein Freizeitzentrum und Mehrgenerationenhaus. Hier ist viel los. Zahlreiche Kurse und die unterschiedlichsten Veranstaltungen werden angeboten. Tanzen ist gerade groß im Rennen in vielen Altersklassen. Auch festliche Jugendweihen werden jedes Jahr durchgeführt. Die Veranstaltungen im Haus sind stets gut vorbereitet, jeder Mitarbeiter weiß, was er zu tun hat.

Nun ist die Rente für mich in greifbarer Nähe. Immerhin war ich in meinem Leben insgesamt mehr als 46 Jahre berufstätig. Ich bin froh, dass ich

**Leider ließ die
Wendezeit viele junge
Menschen unwieder-
bringlich fortgehen.
Warum sollten
sie zurückkehren?**

heute nicht mehr als schreibende Fotografin durch die Lande flitzen muss. Die Situation war schon vor Corona schwierig. Viele Zeitungen stellten ihr Konzept um und wollten gar nicht mehr viele Lokalberichte drucken. Heute könnte ich als Freie nicht mehr existieren. Mein Mann war damals sehr lange krank. Ich war nur noch am Rotieren, hab nur noch funktioniert. Heute weiß ich gar nicht mehr, wie ich das überhaupt durch-

gehalten habe. Insofern ist bei mir nun alles gut.

Doch etwas aus der Wendezeit empfinde ich als sehr negativ. Meine Töchter sind weg aus Spremberg/Grodtk und kommen auch nicht mehr zurück. Eine ist in Bayern und eine in Potsdam. Das ist zwar nicht so weit weg, aber eben nicht um die Ecke. Auch mein Enkelkind aus Bayern sehe nicht oft. Die jungen Leute, die hier geboren sind, kehren natürlich nicht mehr zurück. Wenn sie in der neuen Heimat eine super Arbeit gefunden und ein eigenes Leben aufgebaut haben, was sollen sie dann in Spremberg/Grodtk?

Vatern zum Trotz und Vaters »Erbe«

Eine Krankenschwester engagiert sich
in der Gewerkschaft und für die Domowina

Petra Koark
Jahrgang 1953

Ich bin in Spremberg geboren und ging hier zur Schule. Mein Vater war Kraftfahrer, meine Mutti Verkäuferin und später Verkaufsstellenleiter. Nach Abschluss der zehnten Klasse hatte ich eigentlich drei Berufswünsche: Ich wollte zur Schifffahrt, wollte reisen und aufs Meer, doch dazu hätte ich erst einen Grundberuf erlernen müssen, oder ich wollte wie Vater Kraftfahrer werden, doch das war damals noch ein reiner Männerberuf, oder ich wollte Krankenschwester werden, das wurde gebraucht. Von 1970 bis 1973 absolvierte ich meine Ausbildung im Spremberger Krankenhaus und qualifizierte mich später zur OP-Schwester.

1979 bekam ich meinen Sohn. Wegen verschiedener Differenzen entschied ich mich, die Beziehung zu seinem Vater abzubrechen und den Jungen allein großzuziehen. Das war zu DDR-Zeiten nicht so schwierig wie heute. Ich hatte außerdem meine Mutti und zwei Brüder, die mir halfen. Mein Vater war bereits verstorben, er wurde nur 50 Jahre alt.

Ein Jahr nach Lehrabschluss wurde ich Kandidat der SED. Zur Partei kam ich im Grunde aus Trotz, denn mein Vater wollte das nicht. Den FDGB (Freier Deutscher Gewerkschaftsbund) akzeptierte er noch, aber »zu die Roten« durfte ich nicht. »Zu die Roten«, das war sein Satz. Als wir uns kräftig stritten, rief ich ihm trotzig entgegen: »Jetzt gehe ich gerade in die Partei!«

Auch in SED-Kreisen hatte ich es anfangs nicht einfach, weil ich ein bisschen zickig war. Ich widersprach oft, auch im Krankenhaus. Ehrenamtlich hatte ich damals eine Gewerkschaftsfunktion inne und wurde 1978/79 zur Qualifikation an die Bezirksparteischule Cottbus delegiert. Mit dem dortigen

**Ich entschied mich,
mein Kind alleine
großzuziehen. Das war
zu DDR-Zeiten nicht so
schwierig wie heute.**

Besuch verpflichtete ich mich, eine gesellschaftliche Arbeit zu übernehmen. So wurde ich Kreisvorsitzende/Gesundheitswesen beim FDGB. Damit war ich in Spremberg für die Gewerkschaftsarbeit nahezu aller Mitarbeiter des Gesundheitswesens verantwortlich. Dazu gehörten das Krankenhaus, zwei Polikliniken, mehrere Krippen und Heime sowie eine große Seniorengruppe ehemaliger Mitarbeiter von Krankenhaus und Poliklinik. Während ich hauptamtlich arbeitete, waren alle BGL-Mitglieder der Einrichtungen ehrenamtlich tätig. Mit den Betriebsgewerkschaftsleitungen sprachen wir über die Organisation des sozialistischen Wettbewerbs, den Kultur- und Sozialfond. Wir verteilten die Ferienplätze in den FDGB-Heimen und machten Kontrollen, wenn es Probleme in den Einrichtungen gab. Ich half bei den Jahresfinanzabschlüssen und unterstützte die Kassenführung.

Dann kam die Wende. Zu der Zeit hatten wir im Kulturraum des Krankenhauses verschiedene Versammlungen. Die Mitarbeiter schimpften über die Kreisleitung, den FDGB, den Staat, die Regierung, doch zwischendurch kam immer der Satz: »Aber du bist nicht gemeint, Petra, du bist in Ordnung!«

Es hieß, die Gewerkschaft werde zugemacht, sie sei zu staats- und parteinah. Ich fragte mich: Was machst du nun? Ich ging zur Oberin des Spremberger Krankenhauses und fragte, ob ich wieder dort arbeiten könne. Sie übernahmen mich zeitgleich mit der Abwicklung des FDGB-Kreisvorstandes. Ich war nicht einen Tag arbeitslos. Um wieder im OP anfangen zu können, war ich allerdings zu lange raus, deshalb arbeitete ich bis zur Rente auf einer Inneren Station im Dreischichtsystem.

Meine Mutti war Verkaufsstellenleiterin im Konsum in der Heinrichsfelder Allee. Es war ihr Konsum, ihr Stolz. Als er abgewickelt wurde, war das furchtbar für sie. »Unsere Chefs machen den Konsum kaputt«, sagte Mutti

immer. Tafelwein im Pappkarton für 1,90 DM, der war billig. Die Chefs kauften Weine, die 7 oder 8 DM kosteten, dann im Regal stehen blieben und später, weil das Verfallsdatum heran war, für 1,99 DM pro Karton verscherbelt wurden. Mutti konnte einfach nicht mehr einkaufen gehen, es machte sie fertig, wie bei uns in

Spremberg ein Laden nach dem anderen geschlossen wurde. Die großen Kaufhallen hielten sich, denn die Leute kauften, was sie im Werbefernsehen des Westens gesehen hatten. Unsere Ostprodukte aber schaute keiner mehr an. Bald gab es provisorisch errichtete Discounter, die mit Sonderangeboten die Preise drückten.

Vor dem Mauerfall war meine Mutti mal nach Hause gekommen mit den Worten: »Stell dir vor, die Frauen haben gesagt, ich soll mitgehen zu den Mon-

Nach der Wende schloss ein Laden nach dem anderen. Unsere Produkte schaute keiner mehr an.

tagsdemos. Ich bin doch nicht blöd! Haben die denn in der Schule nicht gelernt, was Kapitalismus ist? Die werden sich noch wundern.« Nach der Wende dann erzählte sie: »Heute stand eine von den Frauen bei mir im Konsum, die mich damals aufgefordert hatten, mit zu den Demos zu gehen. Sie hat bitterlich geweint: Sie und ihr Mann sind an ein und demselben Tag aus dem Textilwerk entlassen worden. Ich hatte es ihr ja gesagt, aber sie hat mir nicht glauben wollen.« Die Spremberger Textilwerke wurden durch die Treuhand geschlossen.

Mutti hätte nach der Schließung ihrer kleinen Verkaufsstelle irgendwo in einer Kaufhalle arbeiten können, doch sie war 59 Jahre alt. Man bot ihr den Vorruhestand an. »Was soll ich machen?«, fragte sie mich um Rat. »Geh in den Vorruhestand! Hör auf, dir einen Kopf zu machen, du kannst es nicht ändern. Geh in Rente und gut ist.«

Anderthalb Jahre bekam sie kein Geld, weil die Bearbeitung des Antrags so lange dauerte. Während die Rente zu DDR-Zeiten von der Sozialversicherung mit Bleistift und Zettel innerhalb von 14 Tagen errechnet worden war, brauchten die neuen Bearbeiter mit Computer und der ganzen Technik 18 Monate. Wäre das zu DDR-Zeiten passiert, hätte sich der angehende Rentner bei der Kreisleitung beschwert. Dann wäre

Was in der DDR innerhalb von 14 Tagen beim Amt errechnet wurde, dauerte nach der Wende anderthalb Jahre! So lange musste meine Mutti auf ihre Rente warten.



in der Rentenstelle jemand aufgetaucht und alles hätte funktioniert. Nun aber dauerte es anderthalb Jahre! In dieser Zeit lebte Mutti von meinem Geld und von den Ersparnissen. Wir waren eine Familie.

Über 40 Jahre wohnten wir in einem Privathaus: Ofenheizung, keine besonders guten Fenster, 3,20 Meter hohe Räume, Holzdielung. Wir waren für alles selbst verantwortlich, weil wir ja privat wohnten. Uns renovierte keiner die Stuben oder führte Reparaturen aus, dafür mussten wir selbst aufkommen. Vor der Wende zahlten wir 75 Mark Miete, nach der Wende wollte der Besitzer plötzlich 750 DM. Das Zehnfache – für die gleiche Wohnung. Wir wendeten uns an den Mieterschutzbund, der in Spremberg saß. Die Miete wurde auf 450 DM gesenkt. Aber das Verhältnis zwischen uns und dem Vermieter wurde darauf sehr eisig. 1995 erhielten wir die Kündigung. Da hatten wir uns schon nach einer Alternative umgesehen und ein altes Haus im Industriegebiet hinter dem Bahnhof erworben, es mittels Kredit umgebaut und renoviert.

Irgendwie kamen wir durch die Wende. Ich arbeitete als Krankenschwester, leistete ehrenamtliche gesellschaftliche Arbeit und zog mein Kind groß.

Nur weil die Familie zusammenhielt, kamen wir durch die Wende. Das Ehrenamt gab mir Halt.

Die Familie hielt und hält zusammen. Wir unterstützen uns, wo es geht, und helfen einander, wenn es bei einem mal schwierig wird. Bis zur Rente engagierte ich mich bei Verdi, im Frauenausschuss und im Förderverein des Krankenhauses. Ich habe meine Domowina-Ortsgruppe und arbeite im Ortsvorstand der Linken mit. Dort bin ich als Vorsitzende der Arbeitsgruppe Senioren und bei den Finanzen tätig.

Zur Domowina kam ich letztlich durch meine eigene Geschichte. Ich wusste zwar, dass ich sorbische Verwandtschaft hatte, dass Vati in Bergen bei Hoyerswerda geboren war und die Tante Tracht trug, aber ich registrierte lange nicht, was das bedeutete. Beim FDGB hatte ich eine Kollegin, die aus Hoyerswerda stammte. Als sie hörte, woher mein Vater kam, machte sie sich kundig. »Du bist Sorbe!«, erklärte sie mir bald darauf. »Du musst in die Domowina gehen. Du bist der sorbische Anteil in unserem Kreisvorstand. Es ist gut, wenn wir einen Anteil Minderheiten im Vorstand haben. In Spremberg gibt es eine Ortsgruppe, da gehst du rein.« Das war 1980.

Die Sorben/Wenden gehören zu den anerkannten ethnischen Minderheiten in Deutschland, so wie Sinti und Roma. Dass ich nun quasi dazugehörte, war neu für mich. Ich beschloss, in die Domowina-Ortsgruppe Schomberg/Kollerberg zu gehen. Ich stellte mich dort vor und beantragte meine Mitgliedschaft. »Du brauchst eine Aufgabe«, sagte man mir, »mach erst mal die Revisionskommission.« Mit Geld und Buchführung konnte ich umgehen,

also sagte ich zu. Später, als der Kassenführer aufhörte, übernahm ich auch die Kasse. Als der Vorsitzende unserer Ortsgruppe zum Kreisvorsitzenden ernannt wurde, musste jemand anderes den Vorsitz übernehmen. »Mach du das«, hieß es da, »so schlimm ist das gar nicht.«

Zu DDR-Zeiten hatten wir bei der Domowina viele Mitglieder, allein in unserer Ortsgruppe waren wir 30 Leute. Neben Spremberg gab es noch eine Gruppe in Trattendorf, in Stadtmitte, in Weskow, in Klein Loitz, in Groß Buckow, in Terpe, in Sabrodt und einen Sorbischen Hochzeitszug.

Zehn Jahre später, mit der Wende brach vieles auseinander. Als Vorsitzende ging ich zu jedem Mitglied und fragte: »Bleibst du in der Domowina?« Manche warfen mir ihr Dokument vor die Nase und kündigten ihre Mitgliedschaft, andere meldeten sich gar nicht mehr. »Ich habe andere Sorgen« oder »Man kann ja nicht in jedem Hundezüchterverein sein«, musste ich mir anhören, doch da hatte ich schon gelernt, solche Kommentare an mir abprallen zu lassen. Dann eben nicht. Ich hatte ja nichts davon, wenn die Leute Mitglied blieben, außer ehrenamtliche Arbeit neben den Schichten im Krankenhaus.

Die Vorsitzenden der Gruppen trafen sich am Anfang noch regelmäßig zu Anleitungen. Als der Vorsitzende in Stadtmitte verstarb, fragten mich einige Mitglieder von dort, ob sie zu uns wechseln könnten. So wurde unsere Gruppe mit der Zeit die einzige in Spremberg und Umgebung. Heute sind wir noch 16 Mitglieder. Es kommt keiner nach. Unser jüngstes Mitglied ist mein Sohn. Er ist 43 Jahre alt und lebt in Stuttgart.

Zwar gibt es noch Kinder, die den Sorbisch-Unterricht besuchen, wir haben zu ihnen darüber hinaus aber keinen Kontakt. Sie interessieren sich für andere Dinge und gehen irgendwann fort, in die Lehre oder zum Studium. Die Frauen des Spinnstübchens kamen als letzte Gruppe zu uns, nachdem ihre Vorsitzende Frau Bolduan verstorben war. In der Gruppe treffen wir uns zum Spinnnachmittag, wir pflegen die Tradition des Ostereierverzierens und nehmen an sorbischen Konzerten und Veranstaltungen teil.

Regelmäßig lade ich unsere Mitglieder zu Veranstaltungen ein, gebe Termine in Schleife oder Cottbus bekannt. »Ich fahre, kommt ihr mit?«, biete ich an, doch viel läuft nicht mehr, sicher auch aus Altersgründen. Vielleicht finden sich auf den Dörfern irgendwann wieder neue Gruppen zusammen, in Terpe gibt es bereits Ansätze. Wir werden sehen.

Mit der Wende brach vieles auseinander. Zahlreiche Mitglieder verließen unsere Domowina-Ortsgruppe oder meldeten sich einfach nicht mehr. Nun fehlt der Nachwuchs.

Vernünftige Bezahlung und Zeit für die Patienten

Eine Gemeindegeschwester eröffnet einen Pflegedienst

Claudia Käding
Jahrgang 1960

Ich bin von Beruf Krankenschwester. Zu DDR-Zeiten arbeitete ich zehn Jahre im Krankenhaus. Durch das ständige Desinfizieren bekam ich einen Hautschaden und musste aus dem stationären Sektor raus. Berufsbegleitend bildete ich mich ein Jahr weiter mit dem Abschluss Gemeindegeschwester. Als solche versorgte ich Patienten nach einem Krankenhausaufenthalt mit Verbänden, Injektionen oder bei der Pflege. Auch die Neugeborenenpflege gehörte dazu. Hier ging es darum, die Mutter anzuleiten und ihr in den ersten Wochen beiseitezustehen.

Die Postfrau informierte mich oft, wenn ältere Menschen krank wurden und Hilfe benötigten. Zweimal in der Woche hatte ich in meiner Gemeindegeschwesterstation Sprechstunde für alle Menschen aus dem Gebiet. Dort maßen wir Blutdruck und erörterten die Probleme der Bürger. Wir waren fünfzehn Gemeindegeschwester und vertraten uns bei Urlaub oder Krankheit. Jedes Dorf hatte eine Gemeindegeschwester, einmal im Monat trafen wir uns in der Poliklinik. Die war unser Arbeitgeber, die Oberschwester unsere Chefin.

Damals hatte jedes Dorf eine Gemeindegeschwester, die pflegte, half und unterstützte. Mit der Wende wurden wir von einem Tag auf den anderen entlassen.

Zur Wendezeit wurden wir Gemeindegeschwester von einem Tag auf den anderen entlassen. Wir wussten nicht, wie es weitergeht. In Spremberg hatten sich zwei Sozialstationen gebildet, welche unsere Aufgaben übernahmen. Sie boten an, uns aufzunehmen. Eine Sozialstation wurde von der Kirche gesteuert, die andere von der Arbeiterwohlfahrt (AWO). Weil ich nicht kirchlich bin, ging ich zur AWO. Dort war ich als Krankenschwester angestellt und für die häusliche Versorgung der Patienten verantwortlich.

Die AWO kannte in Spremberg bis dato keiner. In der DDR hatte es die Volkssolidarität gegeben, wo sich unsere alten Leuten zu Festen und Zusammenkünften getroffen hatten. Das wurde alles abgeschafft. Nun ging es im Grunde nur noch ums Geld. Die Arbeiterwohlfahrt verwaltete die Gelder und rechnete uns vor, was wir erbringen müssen. Für jede Leistung gibt es einen Beitrag und damit einen Zeitfaktor. Um einem Patienten Kompressionsstrümpfe anzuziehen, standen uns fünf Minuten zur Verfügung, für einen Wundverband acht Minuten. Die Chefetagen ließen sich ihre Gehälter durch uns mitfinanzieren. Irgendwann berichteten die Medien, dass ein AWO-Mitarbeiter mit sehr viel Geld das Land verlassen hatte.

In der DDR hatte das staatliche Gesundheitswesen alle Bereiche abgedeckt mit Krankenhäusern, Polikliniken und Arztpraxen. Wir hatten unsere Patienten stets im besten Sinne versorgt – so, wie sie es brauchten. Als Gemeindegeschwester kannten wir keinen Zeitdruck, der Mensch stand im Vordergrund. Die Patienten konnten ihre Sorgen und Nöte bei uns loswerden, wir hörten ihnen zu und sie brauchten nichts zu bezahlen für unsere Leistung. Wurde jemand aus dem Krankenhaus entlassen, bekamen wir eine Karte zugeschickt, denn wir besaßen kein Telefon. Wir suchten die Patienten zu Hause auf und machten uns ein Bild von ihrer Häuslichkeit. Manchmal mussten wir im Ofen Feuer machen, damit die Wohnung warm wurde. Die Essenversorgung organisierte die Volkssolidarität, die Nachbarn schauten vorbei und halfen. Die Nachbarschaftshilfe war in der DDR einmalig. Jeder half jedem!

Bei der AWO hatten wir nun plötzlich keine Zeit mehr, um uns um unsere Patienten zu kümmern. Man setzte uns heftig unter Druck. Zeit war Geld. Das nahm mir die Freude an der Arbeit, was ich als einschneidend empfand. Das Ganze war eine einzige Hetzerei. Auch die Menschen waren unsere Versorgung anders gewöhnt. Nun hatte ich für jeden Tag einen Tourenplan, den ich abarbeiten musste. Die Dokumentation unserer Einsätze wurde immer umfangreicher und nahm uns ebenfalls Zeit für die Patienten. Der Mensch blieb auf der Strecke, es zählte einzig der Profit. Deshalb machte ich mich 1996 selbstständig und gründete einen eigenen Pflegedienst, den es bis heute gibt.

Ich bin dankbar, weil ich als meine eigene Chefin in meinem Sinne weiterarbeiten kann: Der Mensch steht an vorderster Stelle. Auch durch die Palliativmedizin, die ebenfalls zu unseren Tätigkeitsfeldern gehört, erfuhr ich, was es heißt, sich Zeit zu nehmen und den Patienten und ihren Angehörigen das Gefühl zu geben: Wir sind für euch da und begleiten euch auf diesem schwe-

Das staatliche Gesundheitswesen der DDR deckte alle Bereiche ab. Wir nahmen uns Zeit für den Menschen. Nach der Wende ging es nur noch ums Geld.

ren Weg. Das fängt bei so kleinen Dingen an wie zur Begrüßung die Hand zu reichen, sich die Jacke auszuziehen und Platz zu nehmen, um dem Patienten gegenüberzusitzen und ihm Ängste zu nehmen. Es gibt Situationen, in denen auch ich meine Tränen nicht verbergen kann – das ist menschlich, nicht abgestumpft!

Einmal im Monat richten wir einen Kaffeenachmittag mit unseren Patienten aus, an dem zwischen zehn und zwölf Leute teilnehmen. Außerdem gibt es ein Frühlingsfest und eine Weihnachtsfeier, für die wir unsere Patienten zusammenholen, sie bewirten und gemeinsam gemütliche Stunden verbringen. Zum Geburtstag erhält jeder einen Blumenstrauß, zu Ostern und Weihnachten gibt es Geschenke.

Zu DDR-Zeiten hätte ich mich nicht selbstständig machen können, so etwas gab es nicht. Eines jedoch ist bis heute gleichgeblieben: Wir hatten früher zu wenig Pflegekräfte und stehen heute vor demselben Problem. Wenn die Leute, die wie ich um die 60 sind und in Rente gehen, wird es sehr, sehr schlimm aussehen. Der Pflegenotstand wird sich noch vergrößern. Glücklicherweise haben wir Mediziner, die teilweise Mitte 70 sind und noch immer praktizieren.

Im heutigen Gesundheitssystem geht es nur noch um den Profit. Im Grunde besteht es aus einzelnen Wirtschaftsunternehmen. Viele junge Mediziner gehen in die medizinischen Versorgungszentren, wo sie weniger mit Bürokratie zu tun haben und hauptsächlich Mediziner sein können. Das Modell der Polikliniken kommt wieder. Man hätte einiges übernehmen können von der Deutschen Demokratischen Republik.

Die Poliklinik bei uns in Spremberg war zu DDR-Zeiten ein Anlaufpunkt für die Leute. Sie bot allgemeinmedizinische und chirurgische Sprechstunden an, es gab Zahnärzte, eine Röntgen- und eine HNO-Abteilung, ein Labor, EKG, Frauen- und Kinderheilkunde, Schwangeren- und Mütterberatung – alles unter einem Dach. Das Krankenhaus befand sich gleich

nebenan. Die Patienten waren gut versorgt und hatten kurze Wege. Nach der Wende mussten sich die Ärzte niederlassen, teure Geräte kaufen, Kredite aufnehmen, in volle Verantwortung gehen. Sie mussten sich etablieren und Unternehmer werden. Niemand von uns hatte Ahnung von der Selbstständigkeit. Wir wurden regelrecht in sie hineingeschmissen. Auch wir Krankenschwestern hatten es nach der Wende nicht einfach. Die Patienten kannten uns zum Glück noch als Gemeindeschwestern und vertrauten uns. Wir etablierten uns schnell. Heute beschäftige ich 24 Mitarbeiter in meiner Firma.

Das Konzept der Polikliniken hätte man aus der DDR übernehmen können. Es bot Vorteile für die Mediziner und für die Patienten.

Dass wir uns im Zuge von Corona impfen lassen müssen, damit wir im Pflegedienst arbeiten können, empfinde ich als eine große Schweinerei. Ich selbst bin nicht geimpft. Alle sechs Wochen bekomme ich ein offizielles Schreiben, in dem ich mich erklären muss, warum ich das nicht möchte. Ich lebe gesund, rauche nicht, trinke keinen Alkohol, was will man mir also vorwerfen? Wenn sie deshalb meine Firma schließen, hängen da 24 Arbeitsplätze dran. Ich habe meine Kollegen nicht gezwungen, sich impfen zu lassen. Das ist die freie Entscheidung jedes Einzelnen.

Ich bin dankbar für das, was ich habe. Ich muss nicht der Reichste auf dem Friedhof sein. Meine Kollegen werden vernünftig bezahlt und sie haben Zeit für die Patienten. Das ist für mich das Wichtigste.

Meine Mitarbeiter haben Zeit für ihre Patienten und werden vernünftig bezahlt. Das ist für mich das Wichtigste.



Spremerger im Dienst ihrer Stadt

Auf der Suche nach neuen Ideen

Die Kreisvolkshochschule als Ort des Lernens und des Zusammenseins

Cindy Petsch
Jahrgang 1978

Ich bin Ur-Sprembergerin: Hier wurde ich geboren, hier ging ich zur Schule, machte das Abitur und anschließend eine Ausbildung zur Notarfachangestellten. Danach wollte ich die weite Welt sehen und ging nach Berlin, um Betriebswirtschaft mit dem Schwerpunkt Marketing zu studieren. Nach dem Studium kehrte ich nach Spremberg zurück und fing 2005 beim Landkreis Spree-Neiße in Forst an zu arbeiten, wo sich der Hauptsitz des Landkreises befindet. Die alte Tuchstadt Forst hat durch die Wende enorm gelitten. Die meisten Betriebe wurden geschlossen, viele Menschen wurden arbeitslos.

Zunächst war ich im Jobcenter tätig, dann wechselte ich in die Serviceeinheit Entgeltwesen beim Landkreis. Über zehn Jahre war ich dort für Kostenverhandlungen von Alten- und Behinderteneinrichtungen im Land Brandenburg zuständig. Anschließend wechselte ich in ein Projekt des Fachbereichs Schule und Kultur. Als mein Vorgänger in Rente ging, übernahm ich 2019 die Leitung der Regionalstelle der Kreisvolkshochschule in Spremberg. Wir sitzen an der ehemaligen Karl-Marx-Schule, jetzt Erwin-Strittmatter-Gymnasium. Ich bin dafür zuständig, Kurse zu organisieren und neue Themen zu finden, welche die Menschen interessieren. Gott sei Dank erlebte ich die Zeit vor Corona noch mit. Da kamen noch 15 bis 20 Leute in die Kurse. Inzwischen ist es schwierig, überhaupt Teilnehmer zu finden.

In den nächsten Tagen kommt das neue Programmheft für den Herbst aus der Druckerei. Wir werden um jeden Teilnehmer kämpfen müssen. Sitzen derzeit vier Leute im Sprachkurs, ist das schon richtig gut. Die Medien

Vor Corona kamen viele Teilnehmer in unsere Kurse. Nun müssen wir um jeden Teilnehmer kämpfen.

schüren immer wieder Angst vor steigenden Inzidenzen, da sagen viele: »Wir melden uns gar nicht erst zum Kurs an, der wird eh nicht bis zum Ende laufen.« Nur zu den Sportkursen kommen momentan noch genügend Teilnehmer. Viele Ältere wollen sich nach Corona wieder bewegen.

Wir versuchen, mit besonderen Angeboten zu werben. »Wir müssen unbedingt mal nachts eine Stadtführung mit Ihnen machen!«, sprach ich Herrn Rittel an, der den Spremberger Nachtwächter Kulke verkörperte. Er sagte zu. Seitdem hatten wir jedes Frühjahrssemester die nächtliche Stadtführung im Programm, mussten sie coronabedingt zwei Jahre absagen und führten sie dieses Jahr erstmals wieder erfolgreich durch. Mit Freude stellte ich fest, dass auch die Tourist Information Spremberg diese Stadtführungen mit Nachtwächter jetzt einmal monatlich in ihr Programm aufgenommen hat.

Ein weiterer Teil meiner Arbeit an der Kreisvolkshochschule sind Studienfahrten. Regelmäßig reisten wir mit Schülern der neunten Klasse nach Torgau in den Jugendwerkhof und nach Sachsenhausen in das ehemalige KZ. In Torgau befand sich zu DDR-Zeiten ein Geschlossener Jugendwerkhof, wo auffällige Jugendliche interniert waren und verschiedene Arbeiten ausführen mussten. Wir führten dort Zeitzeugengespräche, mittlerweile sollen die Schüler unsere Zeitzeugen selbst befragen. Als wir 2019 zum ersten Mal nach

Torgau fahren, war ich tief bewegt und stellte an diesem Tag die meisten Fragen. Der Mann erzählte, wie er als Jugendlicher im Jugendwerkhof der DDR gelandet und dort sechs Monate malträtiert worden war. Für das Verständnis der Jugendlichen ist es wichtig, solche Studienfahrten mit ihnen durchzuführen, um etwas aus den Zeiten zu erfahren, die sie nicht kennen.

Ich bin jetzt dabei, mit unserem Kollegen vom Jobcenter eine Fahrt zum Jugendwerkhof zu organisieren. »Die auf den Ämtern verstehen nicht, warum wir gewisse Jobs aufgrund der Erlebnisse in Torgau nicht annehmen können«, sagten mir die Zeitzeugen. »Sie streichen uns Gelder, weil wir den Job verweigern.« Viele der Zeitzeugen sind mittlerweile EU-Rentner, weil sie in Torgau Schlimmes erlitten haben.

Ein weiteres Kursangebot im Rahmen der politischen Bildung sind Studienfahrten für Erwachsene. Hauptklientel sind hierbei ältere Teilnehmer. Letztens waren wir mit einer Forster Seniorengruppe in Berlin, wo wir die Unterwelten, die riesigen Bunker- und Tunnelanlagen der Nationalsozialisten, besuchten. Kurz vor Ende der Führung erzählte uns der Reiseleiter am Holocaust-Mahnmal unweit des Brandenburger Tors: »Letztens erklärte ich einer Schulklasse, wo sich Hitlers Bunkeranlagen befunden haben. Da meinte ein Junge: »War das für Hitler nicht riskant, seinen Bunker direkt an der Berliner Mauer zu platzieren?« Dieses krasse historische Unwissen deckt sich mit dem, was mir Schüler auf unseren Fahrten berichteten: »Der Geschichtsunterricht endet nach dem Zweiten Weltkrieg.«

Leider hat der Bund die Fördermittel für die Studienfahrten stark gekürzt. Bis dahin hatte ich sechs bis acht Fahrten im Jahr mit jeweils 30 bis 40 Teilnehmern unternommen. Momentan können wir nur noch eine Fahrt mit den Erwachsenen durchführen. Ich hoffe sehr, dass sich das bald wieder ändert. Es ist gar nicht so einfach, für verschiedene Generationen gute Angebote zusammenzustellen und anzubieten. Aber es ist eine spannende Aufgabe. Ich bin ständig auf der Suche nach neuen Ideen und Leuten, die sie als Kursleiter umsetzen.

Auf den Studienfahrten lernen die Teilnehmer hautnah die deutsche Geschichte kennen und können Zeitzeugen befragen. Leider wurden die Fördermittel dafür stark gekürzt.



Es geht nur mit gegenseitigem Respekt

Harte Jahre in Sozialamt und Jobcenter

Rita Richter
Jahrgang 1953

Ich bin 69 Jahre alt und befinde mich seit dreieinhalb Jahren im Ruhestand. Meine Eltern kamen in Kriegszeiten aus Schlesien in die Lausitz, ich bin also ein Flüchtlingskind. Ich wurde zwar hier geboren, weiß aber genau, wie es sich anfühlt, wenn man nicht dazu gehört. Die Schule besuchte ich nahe Spremberg in einem Dorf, das es nicht mehr gibt, weil es abgebaggert wurde. Mein Elternhaus steht noch, weil wir am Dorfrand gewohnt haben. In die dörfliche Gemeinschaft reinzukommen, gestaltete sich schwierig für uns. So wurden wir zum Beispiel nicht in den örtlichen Karnevalsclub aufgenommen, weil meine Eltern nicht das Geld hatten, uns entsprechend auszustatten. Das empfanden wir als Ausgrenzung. Als ich älter wurde, verwuchs sich das.

Ich bin katholische Christin und hatte zu DDR-Zeiten keine Jugendweihe. Deshalb durfte ich mich nicht für eine Ausbildung als Kindergärtnerin bewerben. So begann ich nach der Schule eine Ausbildung in einem Großbetrieb. Doch ich merkte schnell, dass das nicht das Richtige für mich ist, und schob

eine kaufmännische Ausbildung hinterher. Anschließend begann ich ein Studium der Sozialfürsorge in Potsdam, welches ich 1989 abschloss. Nach der Wende absolvierte ich ein anderthalbjähriges Anschlussstudium mit dem Abschluss einer Diplom-Sozialpädagogin.

Als in der DDR im März 1990 die ersten freien Wahlen anstanden, arbeitete ich im städtischen Krankenhaus als Sozialarbeiterin. Zusammen mit einigen Kollegen wurde ich dazu berufen, diese Wahlen mit zu organisieren. Dabei lernte ich den ersten frei gewählten Bürgermeister unserer Stadt kennen. Er bat mich, mich entsprechend zu bewerben, sodass ich 1990 dazu

Da ich als katholische Christin in der DDR keine Jugendweihe hatte, durfte ich mich nicht für eine Ausbildung als Kindergärtnerin bewerben.

kam, in Spremberg das Sozialamt mit aufzubauen. Bis Ende 2004 war ich dessen Leiterin.

Im Zuge der Agenda 2010 kam die Schröder-Regierung auf die glorreiche Idee, Hartz IV zu installieren. Der Landkreis berief mich zu sich und sagte: »Sie haben schon einmal so eine Behörde hochgezogen, können Sie das ein weiteres Mal tun?« Ich hatte sieben Mitarbeiter, die ich alle mitnahm für diese Aufgabe. Zusammen bauten wir das Jobcenter in Spremberg auf. Ich fungierte als Standortleiterin und zugleich Stellvertretende Werkleiterin des Eigenbetriebs, der für den Landkreis neu gegründet wurde. Im April 2011 übertrug man mir die Gesamtverantwortung für alle vier Standorte Forst, Spremberg, Guben und Cottbus-Land.

Besonders die erste Zeit mit Hartz IV erwies sich als äußerst schwierig. In zahlreichen Städten gab es Protest-Demonstrationen, auch hier in Spremberg. Hartz IV bedeutete für viele Menschen einen harten Einschnitt, auch für uns in der Verwaltung, die wir die neuen Gesetze umsetzen mussten. Als ich das Sozialamt leitete, betreuten wir ungefähr 500 Leu-

Anfang der Neunziger baute ich das Sozialamt mit auf und war lange dessen Leiterin. Im Zuge der Agenda 2010 bestand mein neues Projekt darin, ein Jobcenter aufzubauen.



te, die Sozialhilfe bezogen. 500 Fälle in einer Stadt mit 24 000 Einwohnern sind wahrlich nicht viel. Man scheute sich offensichtlich, aufs Sozialamt zu gehen – in einer Kleinstadt wurde das wohl noch immer als Makel angesehen. Die Zahlen explodierten mit der Einführung von Hartz IV, weil sich der Anspruch auf staatliche Unterstützung total verschob. 2005 bezogen etwa 16 500 Arbeitslose ALG II, die Arbeitslosenquote betrug im Januar 2005 etwa 23 Prozent.

Bis 2004 gab es neben dem Arbeitslosengeld die Arbeitslosenhilfe. Für die Berechtigung musste das Vermögen des Antragstellers nicht geprüft werden. Zuständig für die Gewährung der Arbeitslosenhilfe war das Arbeitsamt. Ab 2004 gab es keine Arbeitslosenhilfe mehr, was all die Menschen, die diese bezogen hatten und durchaus bereit waren, zu arbeiten, in Hartz IV fallen ließ. Nun war es an uns, das Vermögen jedes einzelnen Antragstellers auf Hartz IV zu prüfen.

Mit der Umstellung auf Hartz IV explodierten die Fälle. Von jedem musste das Vermögen geprüft werden. Den geballten Frust der Leute bekamen wir als Ausführende ab.

Ins Jobcenter kamen durch die geänderte Gesetzgebung sehr viele Menschen. Man erwartete eine schnelle wie umfassende Hilfe. Der Selbsthilfewille war oft nicht sehr ausgeprägt, Mitarbeiter wie Hilfeempfänger oft gleichermaßen überfordert. Geeignete Arbeitsplätze gab es nicht und Arbeitgeber mussten davon überzeugt werden, Hilfeempfänger einzustellen. Es war notwendig, um Wertschätzung zu werben. Dafür riefen wir Begegnungsveranstaltungen ins Leben und entwickelten Coachings für Hilfeempfänger. Die gingen über sechs bis acht Wochen, täglich vier Stunden.

Ich hatte dieses Gesetz weder erfunden noch daran mitgebastelt. Ich war lediglich Ausführende – und bekam nun den geballten Frust der Leute ab. Mehrfach wurde mein Auto zerstört. Einmal war es von oben bis unten weiß angesprüht, ein anderes Mal völlig zerkratzt. Sicher unterlief mir mal ein Fehler, das will ich gar nicht in Abrede stellen. Wer über viele Jahre im Berufsleben steht und sagt, er arbeite fehlerfrei, erscheint mir unglaubwürdig.

Bei uns im Jobcenter hatte nach der Einführung von Hartz IV jeder Mitarbeiter durchschnittlich 250 Fälle zu bearbeiten. Damit waren alle Kollegen schlichtweg überfordert. Hinzu kam, dass wir hier eine neue Behörde aus dem Boden gestampft hatten. In ihr wurden viele junge Menschen eingestellt, die noch nicht die Lebenserfahrung hatten, mit älteren Menschen umzugehen, die in die Hartz-IV-Situation geraten waren. Die jungen Leute setzten das Gesetz zwar auch nur um, zeigten dabei aber nicht immer das nötige Feingefühl. Andererseits hatten sie gar keine andere Chance, als dem Gesetz nachzukommen.

In dieser Zeit ging es mir manchmal sehr schlecht, weil der Umgang miteinander respektlos war. Ich finde, es darf durchaus unterschiedliche Ansichten geben, aber man sollte sich stets mit Respekt begegnen. Eine unserer Mitarbeiterinnen wurde geschlagen und fiel anschließend für anderthalb Jahre aus, weil sie den Angriff psychisch nicht verkraftete. Beleidigungen oder zerstörte Kopierer waren an der Tagesordnung. Daraufhin wurde an unseren Standorten Wachschutz eingestellt, um die Mitarbeiter zu schützen.

Oft bekamen wir von den Leuten zu hören: »Den Ausländern mit Aufenthaltserlaubnis gebt ihr alles, aber uns nichts!« Es kursierten irrsinnige Geschichten, dass Ausländer prinzipiell mehr bekamen und Leute Arbeitslosengeld für ihre Haustiere bezogen. Auch gegen derartige Auswüchse mussten wir angehen und uns anhören, dass sich die Leute ungleich behandelt fühlten, was einfach nicht der Fall war. Es ist in Deutschland so geregelt, dass jeder – altersmäßig abgestuft – den gleichen Regelsatz erhält. Nach und nach beruhigte sich die Situation wieder und die Mitarbeiter bekamen Supervisionen. Es war eine spannende, aufregende, aber auch erfolgreiche Zeit, die ich nicht missen möchte.

2015 wurde es durch die Flüchtlingskrise noch einmal richtig heftig. Dazu kam, dass sich die Mitarbeiter überfordert sahen, die Arbeit mit den Flüchtlingen korrekt auszuführen. Sprachbarrieren spielten ebenso eine Rolle wie die persönliche Einstellung. Wieder wurden Coachings angeboten. Ich redete sehr viel mit meinen Mitarbeitern und hörte ihnen zu. Dadurch konnte ich Spannungen oft abbauen.

Im März 2019 ging ich in den Ruhestand. Ich engagiere mich jedoch weiterhin politisch und möchte das auch noch eine Weile tun. Ich bin die Vorsitzende des Ortsverbandes der CDU, kann aber ebenso gut mit Leuten von der Linken oder der SPD reden. Die jeweilige Partei meines Gegenübers interessiert mich im Grunde nicht. Unter demokratischen Kräften kann man über Probleme reden, damit auch weiterhin Demokratie gelebt wird. Auch hierbei ist es wichtig, dass wir einander mit Respekt begegnen! Mir geht es vor allem darum, das Zusammenleben in dieser Stadt erträglicher zu machen, Spremberg/Grodk weiterzubringen. Ich finde, es kann sich hier jeder wohlfühlen, wenn er sich selbst einbringt.

Neuen Kollegen fehlte es manchmal an Feingefühl. Der Frust war groß, der Umgang oft respektlos. Wir waren schlichtweg überfordert.

Die Schönrederei kotzt mich an

Vom zähen Ringen mit dem Jobcenter

Ellen Müller
Jahrgang 1959

Ich bin Hartz-IV-Empfänger, wie man so schön sagt. Nachdem ich nach der Wende meine Arbeit verloren hatte, absolvierte ich etliche Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen, habe also gearbeitet. In der Zwischenzeit erlernte ich zwei Berufe. Als es noch die Arbeitslosenhilfe gab – das wird gern verschwiegen –, wurde man noch gefördert. Man hatte die Möglichkeit, eine Berufsausbildung zu machen und in Arbeit zu kommen. Aber sobald es Hartz IV gab, wurde man als faul abgestempelt. Die Schuld daran trägt auch das Jobcenter! Ich habe sehr dumme Sachen erlebt mit dieser Behörde.

Vor ein paar Jahre beerdigte ich meine Mutter. Durch ihren Tod erbte ich ein uraltes Haus samt Grundstück, welches nichts wert war. Ich bekam jedoch deshalb kein Hartz IV mehr und es hieß, ich solle mir ein Darlehen nehmen. Ich sagte: »Das Grundstück ist nicht so viel wert, wie Sie behaupten.« Die be-

Ich wollte mein Leben lang arbeiten. Aber was mit Hartz IV ausgelöst wurde, stürzte mich in eine tiefe Depression.

rechneten mir frech 22 Euro für den Quadratmeter, obwohl der Quadratmeterpreis in dieser Gegend nur 13 Euro betrug. Ich erlitt einen schweren Nervenzusammenbruch, nachdem ich endlich durchbekam, dass ich recht hatte! Mittlerweile hatte ich Schulden en masse, da half es mir auf gut Deutsch einen Scheißdreck, dass ich nun das Geld bekam, das man mir ein halbes Jahr verweigert hatte. Die inzwischen angehäuften Schulden musste ich ja doppelt und dreifach abbezahlen und das von Hartz IV!

So wird im Jobcenter eben auch gearbeitet. Das war für mich so schlimm, dass ich seitdem krankgeschrieben bin, nicht mehr aus der schweren Depression rauskomme, keine Konzentrationsfähigkeit mehr habe. Wie soll ich jetzt Arbeit finden? Ich wollte immer arbeiten, mein ganzes Leben lang! Die schöne Rederei von gegenseitiger Wertschätzung kotzt mich an.

Eine Ärztin kehrt den Hof

Spätaussiedler und andere
Zuwanderer in Brandenburg

Dr. Ilona Schulz
Jahrgang 1949

I989 hatte ich mein Diplom als Journalistin in der Tasche, als Lokal- und Wirtschaftsjournalistin Erfahrungen in der Lausitzer Rundschau gesammelt und vier Jahre lang in Berlin zum Dr. oec. promoviert. Wäre die DDR nicht den Bach runtergegangen, hätte ich wohl eine Karriere im Journalismus vor mir gehabt. Dafür war ich vorgesehen, doch mein Interesse am Tagesjournalismus war 1989 ziemlich ausgereizt.

1990 nutzte ich die Chance, mich beruflich neu zu orientieren. Das Arbeitsamt bot Hochschulabsolventen verschiedene Weiterbildungsmöglichkeiten an und aufgrund meines ökonomischen Dokortitels sollte ich Steuerberater werden. Doch Zahlen waren nicht mein Ding. Ich wollte mit Menschen zu tun haben, also kämpfte ich darum, eine Ausbildung zum Sozialpädagogen machen zu können. 1990 gehörte ich zu den Ersten, die einen Zweijahreslehrgang für Sozialpädagogik in Cottbus begannen. Es handelte sich um eine Sonderausbildung für Hochschulabsolventen. Zu ihr gehörte ein Praktikum, das ich im Dezernat für Ausländerangelegenheiten beim noch bestehenden Rat des Bezirks Cottbus absolvierte.

Mit der Deutschen Einheit wurden die politische Struktur der BRD und deren Gesetze auch in Ostdeutschland übernommen. Dazu gehörte unter anderem, dass wir in Brandenburg eine Landesaufnahmestelle für Aussiedler, jüdische Zuwanderer und Bürgerkriegsflüchtlinge zu errichten hatten. Mein Praktikumschef fragte mich, ob ich Interesse hätte, dort zu arbeiten, und ich bejahte. Ich übernahm eine Tätigkeit auf Sachbearbeiterebene, stieg also ziemlich weit runter, aber

Wäre die DDR nicht den Bach runtergegangen, hätte ich wohl eine Karriere im Journalismus vor mir gehabt. So nutzte ich 1990 die Chance, mich beruflich neu zu orientieren.

das war mir egal. Hauptsache, nicht arbeitslos werden! Die Arbeit bot interessante Aspekte. Schrittweise bauten wir in Peitz eine Behörde und eine Erstintegrationseinrichtung für Zuwanderer auf, die dauerhaft bei uns bleiben wollten. Wir nahmen auch Bürgerkriegsflüchtlinge aus dem ehemaligen Jugoslawien auf, die vor dem Krieg in ihrer Heimat nach Deutschland geflüchtet waren. Asylbewerber wurden in Eisenhüttenstadt untergebracht.

Eine Landesbehörde mit aufzubauen, war spannend. Noch spannender war es, mit Russlanddeutschen, jüdischen Zuwanderern – vorrangig aus der ehemaligen Sowjetunion – und Bürgerkriegsflüchtlingen zu arbeiten. Die

Wir bauten eine Behörde für verschiedenste Flüchtlinge und Asylbewerber auf und schufen Platz für rund 500 Menschen.

Erstaufnahmeeinrichtung in Peitz wurde in einem ehemaligen Arbeiterwohnheim mit zirka 500 Plätzen eingerichtet. Der Bürgermeister war entsetzt, dass seine kleine Stadt mit rund 5 000 Einwohnern so viele Fremde aufnehmen sollte. Es gab eine große Veranstaltung im städtischen Kino, zu der sogar Ministerpräsident Manfred Stolpe anreiste. Wir erklärten den Peitzer Bürgern, was Russlanddeutsche überhaupt sind. Nun

hatte Peitz damals – genau wie Spremberg und viele andere Orte – eine starke rechte Jugendszene. Die kamen in ihren Bomberjacken und Springerstiefeln in das Kino reinmarschiert, um lauthals zu stören. Als Manfred Stolpe erklär-



te, dass es sich bei den Russlanddeutschen um Deutsche handele, machten die Rechten wortlos kehrt und verließen das Kino.

Später gab es ein paar Angriffe auf unser Heim, aber eigentlich blieb es friedlich – sicher auch, weil sich die Bürger und die Kirche einbrachten, sowohl die katholische als auch die evangelische. Jeden Freitagnachmittag gab es eine Veranstaltung für Zuwanderer und Einheimische in der Peitzer Kirche. Eine schöne Willkommensgeste, die bis zur Schließung der Landesstelle beibehalten wurde. Die Aussiedler absolvierten bei uns im Haus ihre Aufnahmeverfahren und nach vierzehn Tagen verteilten wir sie nach einem Schlüssel im Land Brandenburg.

Die Schicksale dieser Familien waren schrecklich: Im Großen Vaterländischen Krieg waren sie von Stalin vor allem nach Kasachstan umgesiedelt worden, weil er Angst hatte, dass sie mit den deutschen Faschisten kollaborieren. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs hatten sie nicht in ihre Heimatregionen zurückgedurft. Während des Krieges und danach waren sie als Deutsche beschimpft worden. Nun kamen sie nach Deutschland in der Erwartung, hier würde es ihnen besser gehen, wurden dann aber auf der Straße als »Russen« angefeindet.

Zu DDR-Zeiten waren überall sowjetische Truppen stationiert gewesen, der Umgang hatte sich friedlich gestaltet. Die Soldaten hatten kaum rausgedurft aus den Kasernen, sie hatten ihre eigenen Versorgungseinrichtungen gehabt, persönliche Beziehungen zur Bevölkerung waren nicht entstanden. Nun, nach 1989, schlug das Verhältnis um in Hass gegen die Russlanddeutschen. Das war für sie schwer zu verkraften.

Die Familienangehörigen wurden bei uns in der Behörde nach unterschiedlichen Kriterien eingeteilt, die im Bundesvertriebenen- und Flüchtlingsgesetz festgeschrieben waren. Unter Paragraph 4 fiel die Großelterngeneration, die wirklich noch Russlanddeutsche waren. Ihre Vorfahren waren im 18. Jahrhundert dem Ruf der deutschen Zarin Katharina II gefolgt und hatten zur Entwicklung Russlands beigetragen. Sie lebten vorrangig an der Wolga, hatten nach Bildung der Sowjetunion sogar eine eigene Republik. In Kasachstan gab es keine eigene Region mehr für sie, ihre Kinder heirateten Russen, Kasachen, Vertreter anderer Nationen, die in der Sowjetunion unter anderem die gemeinsame Sprache Russisch verband. Ihre Kinder, die nur noch geringe deutsche Sprachkenntnisse hatten, wurden im Paragraph 7 erfasst. Der Paragraph 8 galt für die nichtdeutschen Ehegatten. Nach diesen Paragraphen richteten sich auch die Aufnahmebedingungen, die Entschädigungen und der Zugang zur deutschen Staatsbürgerschaft.

Besonders das Schicksal der Russlanddeutschen berührte mich, hatten sie doch nirgends einen richtigen Platz.

Die Familien der Russlanddeutschen hatten die Entscheidung, nach Deutschland auszuwandern, vor allem im Interesse ihrer Kinder gefasst. Die aber wollten oft gar nicht nach Deutschland, sondern bei ihren Freunden bleiben, in ihrer Sportgruppe, der Band, in der sie spielten – eben dort, wo sie zu Hause waren. Die Familien wohnten in Aussiedlerheimen und die Kinder und Jugendlichen gingen bei uns in die Schule. Wir hatten reine Aussiedlerklassen, das lief ganz gut. Kontakte zu einheimischen Jugendlichen gab es kaum.

Hinzu kam, dass Kasachstan einer der größten Drogenproduzenten der Welt ist. Viele Jugendliche waren bewandert im Umgang mit Drogen und wussten oft gar nicht, dass man in Deutschland zwar Drogen konsumieren kann, aber nicht mit ihnen erwischt werden darf. Schritt für Schritt bauten wir ein Informationssystem für die Zuwanderer auf. Wir holten die Polizei ins Haus, die den Familien mit Unterstützung unseres Dolmetschers erklärte, worauf sie sich hier in Deutschland einzustellen hatten. Fremde, die ins Land kommen, brauchen vom ersten Tag an ausführliche Informationen, wie dieses Land tickt. Das kann man sich im Ausland nicht aneignen.

In der Behörde und unserer Anlaufstelle taten wir unser Bestes, aber in den zwei Wochen, in denen die Leute bei uns waren, erreicht man nicht viel. Wenn man Fremde nicht vorbereitet auf das, was sie erwartet, passiert letztlich das, was 2015 in Deutschland zu Tumulten geführt hat. Wer das Land nicht kennt, kann sich auch nicht angemessen verhalten.

Unter den Russlanddeutschen befanden sich nur wenige, die studiert hatten, ganz im Gegensatz zu den jüdischen Zuwanderern aus der ehemaligen Sowjetunion. Das waren fast ausschließlich Akademiker, darunter viele Ärzte, die bei uns händeringend gesucht wurden. Das Problem war nur: Sämtliche im Ausland erworbenen Abschlüsse wurden in Deutschland nicht anerkannt!

Mit den jüdischen Zuwanderern gewannen wir viele Akademiker, die wir händeringend suchten. Leider wurden sämtliche ausländischen Abschlüsse in Deutschland nicht anerkannt.

Als Behördenangestellte begleiteten wir anfangs die Weiterleitung der Zuwanderer in die verschiedenen brandenburgischen Kommunen. Wir wollten den Menschen die Ankunft in der neuen Heimat erleichtern und gucken, ob vor Ort alles läuft. Als ich 2001 wieder einmal im Land unterwegs war, erzählte mir der zuständige Sozialamtschef in einer der Städte: »Ich habe hier ein Sozialhilfeprojekt für Russlanddeutsche und jüdische Zuwanderer.« Unter Letzteren, so berichtete er weiter, befinde sich eine Ärztin, die

in einer Brandenburger Klinik für die Reinigung des Hofes zuständig sei. In Deutschland herrschte Ärztenot – und diese Ärztin kehrte den Hof! »Kann man denn die Frau in eurer Klinik nicht als Ärztin beschäftigen?«, fragte ich

sofort, doch der Sozialamtschef schüttelte den Kopf. »Die Gesetze erlauben das nicht«, erwiderte er. »Die Frau kann dort für einen Euro die Stunde den Hof fegen.«

Aus dieser widersinnigen Geschichte erwuchs eine Idee. Unsere Erstaufnahmeeinrichtung besaß eine Kapazität von 500 Plätzen, doch es war nur etwa ein Drittel belegt. So beschlossen wir: Wir starten ein Projekt für zugewanderte Ärzte; sie bleiben ein halbes Jahr bei uns, lernen intensiv Deutsch, auch die medizinischen Fachbegriffe, und erhalten ein Praktikum in einem Krankenhaus. Die Landesärztekammer und die Krankenhausgesellschaft unterstützen uns bei diesem Projekt. Das Krankenhaus in Spremberg war beteiligt an der praktischen Ausbildung von Spätaussiedlern. Ich weiß noch: Die 50 000-ste Aussiedlerin, die wir in Peitz aufnahmen, ging dort als Ärztin ins Praktikum.

Das Projekt lief gut. Die Krankenhäuser waren begeistert. Viele ihrer eigenen Ärzte hatten zu DDR-Zeiten in Moskau oder Leningrad studiert. Und jetzt kamen von dort Ärzte, deren Abschlüsse hier nicht anerkannt waren. Unser Sozialministerium fand das Projekt zwar gut, war aber der Meinung, dass eine Behörde wie wir dafür nicht zuständig sei. Und so wurde das Vorhaben nach sechs Monaten »ausgegliedert«. Nicht alle schafften es. Einige scheiterten, weil sie die Deutschprüfung nicht bestanden. Wenn ich mich heute in manchem Krankenhaus umsehe, gibt es dort mittlerweile so viele Ärzte aus der ehemaligen Sowjetunion und aus anderen Ländern. Wahrscheinlich hat sich die Handhabe inzwischen geändert und ausländische Abschlüsse werden auch in Deutschland anerkannt.

Bei der Aufnahme jüdischer Zuwanderer hatten wir häufig Probleme mit deren Erwartungshaltung. Das waren Professoren, Doktoren, hochgebildete Leute. Eines Tages bat mich eine Kollegin um Hilfe, die gerade mit einer Familie das Aufnahmeverfahren regelte. Der Mann, ein Mathematikprofessor aus Petersburg, hatte ihr zu verstehen gegeben, sie möge dafür sorgen, dass er einen Lehrstuhl an der Brandenburgischen Technischen Universität in Cottbus bekommt. Der Mann forderte das selbstbewusst ein. Zusammen mit einem Dolmetscher klärten wir die Situation. Der Mann wurde zornig. Er konnte partout nicht verstehen, dass man sich in Deutschland nur um einen Lehrstuhl bewerben kann, wenn man der deutschen Sprache mächtig ist. Er sprach Russisch und Englisch, aber in Englisch unterrichtete man damals an der BTU noch nicht.

Wir starteten ein Projekt für zugewanderte Ärzte. Es lief gut. Bis das Sozialministerium beschloss, dass unsere Behörde nicht zuständig ist.

Wenn derart unterschiedliche Vorstellungen aufeinanderprallen, entstehen Spannungen mit den Behördenmitarbeitern. Obwohl sie eine soziale Arbeit ausführen, bekommen sie bis heute keine Supervision. Als ich später in Spremberg lebte, begleitete ich ehrenamtlich Menschen, die Angst hatten vor dem Gespräch mit den Behörden. Manchmal passierte es, dass eine Mitarbeiterin mich aus dem Zimmer weisen wollte. Dann erklärte ich, dass ihre

Später begleitete ich ehrenamtlich Menschen, die Angst vor Behörden-gängen haben. Ich merkte, wie wichtig ein Vermittler ist, da oftmals ganz verschiedene Erwartungshaltungen aufeinandertrafen.

Klienten sehr wohl in Begleitung einer Vertrauensperson erscheinen können. Am Ende bedankten sich die meisten dafür, wenn ich das Gespräch ein bisschen moderiert hatte und auf beiden Seiten ein wenig den Frust rausnehmen konnte. Ich verstand, was die Behördenmitarbeiter laut Gesetz durchsetzen mussten. Zugleich verstand ich, dass die Betroffenen das von ihnen Geforderte gar nicht erfüllen konnten. Dann ergibt ein Wort das andere und die Stimmung kocht hoch. Doch wenn man aufeinander zugeht, findet man einen Weg. Denn jeder Behördenmitarbeiter hat

einen Spielraum bei der Auslegung von Gesetzen.

Im Landesamt für Soziales hatten wir in den Bereichen, in denen hochsensible Probleme zu klären waren, einen sogenannten Roten Knopf am Schreibtisch. Es gab immer wieder Situationen, in denen Betroffene ausrasteten. So wurde im Land Brandenburg eine Sozialamtsmitarbeiterin von einem ihrer Klienten erschossen. Daraufhin wurden auch in unserem Amt besondere Schutzvorrichtungen geschaffen.

Das Gesetz für die Aufnahme von Spätaussiedlern lief in den Zweitausenderjahren aus. Unsere Behörde hatte anfangs zum Innenministerium von Brandenburg gehört und war vom Landesamt für Soziales und Versorgung übernommen worden. Dort wurde ich Dezernatsleiterin, am Schluss fungierte ich als hauptamtliche Personalratsvorsitzende. Unser Landesamt hatte über 600 Beschäftigte, verteilt auf die drei Standorte Frankfurt/Oder, Potsdam und Cottbus.

Schau ich auf die Wende zurück, sage ich: Ich habe persönlich nie die Arbeitslosigkeit kennengelernt. Zwar konnte ich keine Ersparnisse anhäufen und lebte mit meinem Mann immer am Limit, doch es reichte irgendwie. Ich konnte meinem Sohn ein Studium ermöglichen. Wir hatten Glück.

Mit viel Hoffnung im Gepäck

Von der Großhändlerin zur Integrationsbeauftragten für Russlanddeutsche

Renate Drichel
Jahrgang 1939

Ich wurde noch vor dem Zweiten Weltkrieg im heutigen Polen geboren. Krieg und Vertreibung waren fürchterlich, aber davon will ich hier nicht erzählen. Ich kam in die Lausitz, studierte Binnenhandel und arbeitete im Kulturwarengroßhandel in Spremberg. Wir waren gut 100 Beschäftigte, hinzu kam ein Lager in Finsterwalde mit weiteren 40 Mitarbeitern. Wir versorgten den gesamten Bezirk Cottbus mit Kunstgewerbe, Spielwaren sowie Fest- und Scherzartikeln. Zehn Jahre war ich Ein- und Verkaufsleiter. Als die Wende kam, versuchte ich, meinen Leuten den Arbeitsplatz zu retten.

Zu DDR-Zeiten hatten wir die westdeutschen Großhändler regelmäßig auf Messen getroffen. Wir hatten die Weisung erhalten, nicht mit ihnen zu sprechen. Daran hielten wir uns, aber wir kannten die Leute vom Sehen und sie kannten uns. Zu diesen westdeutschen Händlern nahm ich nach der Wende Kontakt auf. Ich fand zwei, die interessiert waren, unseren Großhandel zu übernehmen. Einer von ihnen kam aus Hamburg. Das Problem war, dass wir in Spremberg kein automatisiertes Lager besaßen. Alles wurde noch per Hand ausgezählt. »Dafür kriege ich keinen Kredit«, sagte der Hamburger.

Der zweite Interessent war aus Berlin-Spandau. Er erkannte, dass er von uns aus wunderbar in die osteuropäischen Länder liefern konnte, da wir fast an der polnischen Grenze saßen. Er wollte unseren Betrieb übernehmen, doch die Treuhand ließ das nicht zu. Die westdeutschen Großhändler wollten offenbar nicht, dass wir hier einen eigenen Großhandel aufzogen. Dass wir

Während der Wende versuchte ich, meinen Leuten den Arbeitsplatz zu retten. Westdeutsche Unternehmer sondierten nach dem Mauerfall genau, welche Ost-Betriebe für sie rentabel sein würden.

dadurch unsere Arbeit verloren, war ihnen herzlich egal. Unser Handelsbetrieb wurde 1991 geschlossen.

Über 20 Jahre war ich Kreistagsabgeordnete für die CDU, davon die Hälfte der Zeit in der DDR. Nach der Wende wurde ich Kreistagspräsidentin. Mit den Landräten der einzelnen Kreise unterhielt ich mich oft darüber, was die Treuhand bei uns in der Lausitz anrichtete. In Forst etwa siedelte sich die Firma Tiroler Loden an. Die Treuhand hatte denen versprochen, dass im ganzen Gebiet um Forst, Guben, Cottbus, Spremberg bis Finsterwalde alle Textilbetriebe geschlossen würden. Im Gegenzug verpflichtete sich Tiroler Loden, in Forst 220 Arbeitsplätze zu schaffen. Am Ende waren es gerade mal 60 und schließlich machte der Betrieb ganz zu. Dafür also hatte man alle unsere Textilbetriebe dichtgemacht!

Unsere Textilfabrik Werk 2 in Spremberg veräußerte die Treuhand für 1 Euro an einen Belgier. Erst kurz vor der Wende hatte der Betrieb neue Maschinen aus Bulgarien bekommen. Der Belgier verkaufte die Maschinen als Buntmetall, kassierte den Gewinn und ward nie wieder gesehen. Das Gebäude stand ewig leer.

Die Treuhand verhinderte, dass unser Betrieb übernommen und damit gerettet wird. Wir verloren alle unsere Arbeit.



Weil es viele solcher Geschichten gab, beschlossen wir, uns in Bonn über die Treuhand-Praxis zu beschweren. Wir fertigten eine Dokumentation an und eine Abordnung von etwa 20 Leuten aus dem Landkreistag fuhr 1992 mit dem Bus in die Bundeshauptstadt. Ich war dabei. Im Vorfeld hatten wir uns mit Bundestagspräsidentin Rita Süßmuth verabredet. Wir hofften, dass sie uns zuhört und dort endlich mal jemand erfährt, was die Treuhand bei uns im Osten verzapfte! In Bonn angekommen, teilte uns ihr Büro mit: »Frau Süßmuth ist nicht da. Sie ist bereits am Flughafen. Wenn Sie sie noch sprechen wollen, müssten Sie sofort dahin.«

Die Bundestagspräsidentin sprach also nicht mit uns. Ich kam zu dem Schluss: In Bonn wussten alle, was die Treuhand bei uns im Osten anstellte. Unsere Betriebe sollten so schnell wie möglich abgewickelt werden, damit die westdeutschen Unternehmen freies Schussfeld für ihre Produkte hatten. In Bonn trafen wir auch Brandenburgs Ministerpräsidenten Manfred Stolpe. Der zuckte nur mit den Schultern und konnte auch nichts tun. Wir waren wütend, weil wir merkten, dass wir hier keinerlei Hilfe bekommen würden.

Ich hatte in der DDR fünf Kinder großgezogen. Sie waren Klassenbeste gewesen, die Mädchen standen alle auf Eins. Als es darum ging, dass sie zur erweiterten Oberschule gehen möchten, teilte mir der Direktor der EOS mit: »Die soziale Herkunft Ihrer Kinder stimmt nicht.« Ich war ein Arbeiter- und Bauernkind, aber mein Mann arbeitete bei der Kirche. Deshalb hieß es: »Wir können die Kinder kirchlicher Amtsträger nicht zur EOS schicken. Wir bilden hier führende Kader für Staat und Wirtschaft aus, da können wir uns keine politischen Blindgänger erlauben.«

Meine Kinder waren Pioniere und in der FDJ (Freie Deutsche Jugend), weil sie das selbst wollten! Sie waren keine politischen Blindgänger. Dass man sie so bezeichnete, fanden wir fürchterlich. Sie waren Menschen zweiter Klasse in diesem Staat, nur weil ihr Vater bei der Kirche arbeitete.

Ich selbst hatte in der Wende Glück. Noch 1991 bekam ich vom Arbeitsamt für zwei Jahre eine Stelle als Projektleiterin für eine Umschulungsmaßnahme. Das war eine typische ABM. Innerhalb von zwei Jahren wurden 40 Frauen und Männer zu Küchenhilfen ausgebildet. Zwei Klassen hatten abwechselnd eine Woche Schule und eine Woche Einsatz in einer Großküche, die uns in einer ehemaligen Kaserne zur Verfügung stand. Das Objekt wurde anschließend viele Jahre als privates Restaurant weitergeführt. Nur wenige aus der

In Bonn wussten alle, was die Treuhand bei uns im Osten anstellte. Unsere Betriebe sollten so schnell wie möglich abgewickelt werden, um die Konkurrenz auszuschalten.

Umschulungsmaßnahme konnten dort weiterarbeiten. Was aus den anderen wurde, weiß ich nicht.

Anschließend an die ABM war ich ein halbes Jahr arbeitslos, dann betreute ich etwa ein Jahr lang ehrenamtlich Russlanddeutsche im Bereich Spremberg. 1994 gab das Sozialministerium in Potsdam für jeden Kreis eine Stelle für eine Integrationsbeauftragte frei. In unserem Spree-Neiße-Kreis bewar-

ben sich mehrere Leute darauf. Der Sozialamtsleiter kannte mich bereits durch meine Arbeit und erklärte mir, dass ich als Einzige die für die Stelle notwendigen Bedingungen erfüllen würde.

Meine neue Arbeit in Forst drehte sich um die Integration der Russlanddeutschen, die seit Anfang der Neunziger als Spätaussiedler aus der ehemaligen Sowjetunion nach Deutschland kamen. Hier lernte

ich auch Frau Dr. Schulz kennen, die im Aufnahmelager tätig war. Zunächst wusste ich weder, was Spätaussiedler, noch, was Russlanddeutsche sind. Erst durch meine Tätigkeit erfuhr ich deren Geschichte: Vor 250 Jahren bot die russische Zarin Katharina die Große Deutschen an, sich in ihrem Reich anzusiedeln. Die Aussiedler machten das Land urbar und brauchten viele Jahre keine Steuern zu bezahlen. Sie durften ihre Sprache, Religion und Kultur pflegen und eigene Dörfer gründen. Die Umbruchzeiten in der Sowjetunion in den Achtzigern wurden für sie jedoch zur Katastrophe.

Ich hörte von den Schicksalen einiger Russlanddeutscher und lernte, dass in Tadschikistan seit Jahren ein Bürgerkrieg tobte. Ein Mann erzählte mir, dass er für seine Familie nichts mehr zu essen habe kaufen können. Als er gehört habe, dass es in einem Geschäft am nächsten Tag Brot gebe, habe er sich die ganze Nacht lang angestellt. Doch als er dran gewesen sei, hätten sie ihn beiseitegeschoben und gesagt: »Du bist weiß, du kriegst nichts.« Frau Schneider erzählte mir, sie sei in Usbekistan von drei muslimischen Wachmännern auf der Straße verprügelt worden, weil sie nicht verschleiert gewesen sei. Sie sei daraufhin mit ihrer Familie in die Ukraine gezogen, wo ihr Sohn arbeitete. Hier gab es etwas zu essen. Erst als es auch dort schlimmer wurde, seien sie nach Deutschland ausgewandert.

Oft dauerte es zwei, drei Jahre, bis die Ausreiseanträge genehmigt wurden. Sie mussten ausnahmslos bei der Deutschen Botschaft in Moskau gestellt werden. Von dort aus gingen sie zum Bundesverwaltungsamt in Köln und wurden dort genehmigt oder abgelehnt. In welcher Sowjetrepublik die Menschen gewohnt hatten, spielte im Einzelfall eine Rolle. Aussiedler aus Tadschikistan, Usbekistan und Kirgistan kamen mitunter bereits vier Wochen

Nach Umschulungsmaßnahme und Arbeitslosigkeit wurde ich Integrationsbeauftragte. Erst dort erfuhr ich vom Schicksal der Russlanddeutschen.

nach Antragstellung nach Deutschland. Es war bekannt, dass sie dort nichts zu essen bekamen und schikaniert wurden, besonders die Frauen.

Nun kamen sie hierher mit viel Hoffnung im Gepäck und dachten: Jetzt wird alles gut! Aber die Bedingungen waren sehr schwierig. Oft wurden sie auf der Straße als Russen beschimpft. Einige von ihnen konnten Deutsch, sprachen aber draußen zumeist Russisch. Das ärgerte mich! »35 Jahre lang durften wir die deutsche Sprache nicht benutzen«, erzählte mir eine Frau aus Kirgisien. »Hätten wir es getan, wären wir bestraft worden.«

Bei uns in Deutschland durften sie die Orte, denen sie zugeordnet worden waren, nicht verlassen, weil sie hier Geld bekamen und gemeldet waren. Woandershin durften sie erst, wenn sie dort Arbeit und Wohnung gefunden hatten. Das aber war nicht einfach. Ich half bei der Beschaffung von Wohnungen und Mobiliar, Letzteres stammte oft aus Möbelbörsen. Die meiste Arbeit hatte ich mit Schriftverkehr in unterschiedlicher Form.

Als 1995 das Fremdrentengesetz in Kraft trat, dachten viele, die Russlanddeutschen bekämen jede Menge Geld. Ein Ehepaar, bei dem beide Partner Deutsche waren, bezog 1 500 DM Rente. Sie hatten aber auch nur 20 Kilogramm Gepäck mitbringen dürfen, hatten anfangs in Deutschland keinerlei Hausrat und mussten sich ihre Wohnung komplett selbst einrichten. Mit 1 500 DM Rente für zwei Personen war das kaum zu bewerkstelligen. Russische Ehepartner hingegen bekamen gar keine Rente, die bezog nur der deutsche Ehepartner. Laut Fremdrentengesetz waren das 900 DM. Davon kann kein Ehepaar leben. Ich hörte von einer Frau in Spremberg, die versuchte, ihre russische Rente zu bekommen. Sie hatte in Tadschikistan bei einer Bank gearbeitet und erhielt am Ende ganze 30 DM. Ich kenne Familien, die lebten die ganze Woche von Zwiebelsuppe, weil sie sich nichts anderes leisten konnten.

Als Integrationsbeauftragte des Kreises setzte ich für die Russlanddeutschen diverse Schreiben auf und versuchte, irgendwie zu helfen. Ich füllte Anträge für den Nachzug von Familienangehörigen aus, ein paar Mal begleitete ich jemanden zum Sozialamt. Die Betreuung war äußerst vielschichtig.

Einmal bat mich eine Kollegin um Hilfe: Eine Familie war mit ihrem erwachsenen Sohn nach Forst gekommen. Zu dritt hatten sie den Antrag gestellt, der Sohn aber war inzwischen verheiratet und hatte ein Baby. Sie wollten ihre Schwiegertochter mitnehmen, aber die durfte nicht einreisen, weil sie keinen Antrag gestellt hatte. Die Behörden sagten dem jungen Mann, er solle dableiben und warten, bis Frau und Kind mitkommen dürfen. Der Va-

Ich half den Russlanddeutschen bei der Wohnungsbeschaffung. Das Geld war sehr knapp und die Leute kamen mit wenig Besitz hierher.

ter aber entschied: »Mein Sohn muss mit nach Deutschland, sonst geht der unter!« Vier Jahre später durfte die Frau noch immer nicht herkommen, obwohl die Familie es immer wieder versucht hatte. »Sie lebt mit ihrem Kind in einer Kolchose mitten in der Steppe«, erklärte mir der Schwiegervater. »Weit und breit gibt es keine Ansiedlung, den ganzen Winter über keinen Strom. Ein Notstromaggregat darf nur genutzt werden, um das Viehfutter warm zu halten.« Ich schaltete mich ein. Der Mann im Bundesverwaltungsamt in Köln sagte mir frech: »Dem jungen Mann wurde doch gesagt, er solle drüben bleiben, bis die Frau kommen darf. Also kann er jetzt auch warten.« Glücklicher-

weise kannte meine Kollegin die Leute im Bundesverwaltungsamt. Wir hakten nach und nach kurzer Zeit bekamen wir Frau und Kind nach Deutschland.

Unter denen, die zu uns kamen, befanden sich qualifizierte Leute, zum Beispiel ein Neurologe, der zehn Jahre lang in Sibirien eine neurologische Klinik geleitet hatte. Ich versuchte, ihn im Spremberger Krankenhaus unterzubringen. Er gab sich große Mühe, die deutsche Sprache zu erlernen, doch die Spremberger

Ärzte weigerten sich, mit ihm zusammenzuarbeiten. Sie lehnten ihn von vornherein ab und behaupteten, in Sibirien hätten sie die Patienten nur ruhiggestellt, aber nicht behandelt. Inzwischen leitet er, glaube ich, eine Klinik in Treuenbrietzen.

Ich kannte Krankenschwestern, die in der Sowjetunion eine vierjährige Ausbildung durchlaufen hatten, zu der auch Physiotherapie und Medizintechnik gehörte. Waren sie fertig, konnten sie sich entscheiden, ob sie Physiotherapeutin oder Krankenschwester werden wollten. Ihre Qualifikationen wurden in Deutschland aber nicht anerkannt, stattdessen mussten sie ein Jahr auf Probe arbeiten. Das war die einzige Chance, die man ihnen gab. Sie fühlten sich diskriminiert, mussten sie doch die volle Arbeit leisten, erhielten dafür aber nur Sozialhilfe. Fast alle, die hierherkamen, gingen später in den Westen, weil sie in der Lausitz keine Arbeit fanden. In Westdeutschland hatten sie Familienangehörige oder Leute aus ihrem alten Dorf, die ihnen weiterhalfen. Bei uns im Kreis waren sie arbeitslos.

Als Integrationsbeauftragte arbeitete ich bis zur Pensionierung. Ich machte diese Arbeit sehr gern, weil sie so vielschichtig war. Ich betrachte es als Glück, dass ich mein Arbeitsleben auf diese Weise beenden konnte. Auch heute noch sprechen mich ältere Aussiedler an und fragen um Rat. Da helfe ich noch immer gern.

Unter den Einwanderern waren viele qualifizierte Leute aus dem medizinischen Bereich. Leider bekamen sie hier kaum Chancen, weswegen wir viele an den Westen verloren.

Wie funktioniert Diktatur?

Kulturarbeit in Spremberg/Grodtk

Michael Apel
Jahrgang 1962

Ich wurde in Cottbus geboren. Meine Eltern stammten aus Thüringen, mein Vater war Jagdflieger bei der Nationalen Volksarmee. Wie beim Militär üblich, wurde er von Kaserne zu Kaserne geschickt und landete irgendwann in Cottbus. Bei uns wurde Thüringisch gekocht und gegessen, in den Urlaubsfahren wir nach Thüringen. Meine Eltern interessierten sich überhaupt nicht für die Region, in der wir lebten, sondern fühlten sich zeit lebens in Thüringen beheimatet.

Mit 14 Jahren ging ich zu einer sorbischen Tanzgruppe. Hier kam ich zum ersten Mal mit der sorbischen Kultur und Sprache in Berührung. Ich versuchte, mitzusingen und mitzutanzten, und ich begann, mich für die Lausitz zu interessieren, die meine Heimat geworden ist.

Ich blieb beim Tanzen, studierte in Dresden an der Palucca-Schule Tanz und arbeitete als Tänzer. An der Ernst-Busch-Hochschule in Berlin studierte ich Regie und Choreografie und arbeitete an mehreren Theatern als Choreograf und Regisseur, zum Schluss am Staatstheater in Cottbus.

Die Hin-und-Her-Reiserei wegen meiner künstlerischen Arbeit zerstörte meine erste Familie. Für meine zweite Beziehung und spätere Ehe zog ich die Konsequenz und entschied: Ich reise nicht mehr umher! Fortan arbeitete ich freischaffend als Künstler hier in der Lausitz und befasste mich mit Geschichten, denn die interessieren die Menschen. Alles transportiert sich über sie, nicht über Excel-Tabellen und Zahlen.

Ich realisierte viele Projekte und engagierte mich in verschiedenen Vereinen. In der sorbischen Community setzte ich mich bewusst für den Erhalt der

Ich schloss mich als Jugendlicher einer sorbischen Tanzgruppe an und begann, mich mehr und mehr für die Kultur der Sorben zu interessieren.

sorbischen Sprache und Kultur ein, auch wenn ich die Sprache selbst nicht beherrsche wie zum Beispiel Sylke Laubenstein-Polenz, die das Niedersorbische perfekt spricht. Ich unternahm zwar ein paar Versuche, aber Sprachen sind nicht so mein Ding. Doch es ist wichtig, diese Kultur nicht nur zu erhalten, sondern sie auch weiterzuentwickeln. Wird etwas nicht weiterentwickelt, bleibt es stehen und stirbt.

Irgendwann suchte die Stadt Spremberg einen Geschäftsführer für die Spremberger Kino- und Kultur GmbH. Das Gebäude mit dem Kino war verkauft und alle Mieter übernommen worden, übriggeblieben war nur das Filmtheater. So ein Vier-Säle-Kino funktioniert in einer kleinen Stadt wirtschaftlich nicht, aber die Stadtverwaltung hatte es nun an der Backe. Sie gründeten



eine GmbH, die nun einen Geschäftsführer suchte. Ich war zufällig gerade frei und wurde genommen. So bin ich seit 2020 Geschäftsführer der Spremberger Kino- und Kultur GmbH, zu der das Kino gehört und seit diesem Jahr auch die Tourist Information.

Im März 2020 musste ich das Kino wegen Corona schließen. Das war eine schwierige Zeit und sie ist noch nicht bewältigt. Kommen die Corona-Maßnahmen wieder auf uns zu, bedeutet das für Kulturschaffende ein großes Problem. Der Auftrag, das kulturelle Leben zu bereichern, ist äußerst spannend und oft schwierig. Es funktioniert nur, wenn man Kontakt mit allen Mitspielern aufnimmt, um zu begreifen: Was machen die, wo wollen sie hin, wo kann man sich einbringen?

Dieser Auftrag ist für mich auch deshalb interessant, weil ich zuvor nie mit dieser Stadt zu tun hatte.

Ich unterrichtete zwar eine Weile als Tanzpädagoge an der Musikschule, aber eigentlich hatte ich keine Verbindung zu Spremberg. Ich kannte hier niemanden. So sprachen alle recht unbefangen mit mir, erzählten Geschichten von früher und vertrauten mir an, warum sie mit dem oder jenem nicht reden. Das war spannend für mich als noch Außenstehendem und ich dachte recht bald: Was ist mit dieser Stadt los? Warum tickt die so?

Spremberg hat eine schöne Innenstadt. Man kann hier wunderbar wohnen, auch mit Kindern ist fußläufig alles zu erreichen. Man bekommt nicht nur eine Wohnung, sondern auch einen Kleingarten. Obendrein ist Spremberg eine Badestadt, es gibt mehrere Seen, dazu die eingemeindeten Orte. Man kann hier so richtig auf dem Dorf leben, mit einem Hof und allem, was dazugehört. Es gibt hier wirklich alles, was das Herz begehrt, besonders für jemanden, der eine Familie gründen möchte. Trotzdem liegt ein grauer Schleier über der Stadt.

Dieses Geduckte hat für mich mit der Schizophrenie der Region zu tun. Einerseits wurde vielen einst der Heimatort abgebaggert, was die Leute bis heute verfolgt. Andererseits waren viele in der Kohle tätig, und selbst, wenn sie nicht direkt dort arbeiteten, war die Kohle prägend. Gegen die Kohle durfte niemand etwas sagen! Diese Schizophrenie prägt die Menschen bis heute. Die Kohle garantierte ihnen Lohn und Brot und gleichzeitig sahen sie die braune Spree. Und sie wussten, dass das etwas mit dem großen Thema zu tun hat.

Hinzu kommen die Erfahrungen aus der Deutschen Demokratischen Republik, das Leben in dieser Diktatur des Proletariats, wie sie sich selbst

Es ist wichtig, die sorbische Kultur zu erhalten und weiterzuentwickeln, sonst stirbt sie.

Die Stadt bietet die besten Voraussetzungen für ein vielseitiges Kulturleben. Trotzdem liegt ein grauer Schleier über ihr.

nannte. Eine Diktatur war die DDR ja auch. Dann kam die Wende, die Zeit der großen Hoffnungen, Wünsche und Vorstellungen. Die Menschen sind heute nicht enttäuscht, weil sie nicht mehr in der DDR leben. Sie sind enttäuscht, weil ihre Hoffnungen aus den Wendejahren nicht in Erfüllung gegangen sind.

All die Umbrüche spiegeln sich in dieser Stadt wie in einer Kristallkugel. Wollen wir in Zukunft bestehen, brauchen wir dringend den Austausch der Generationen. Auch die Erfahrungen, die wir in der DDR mit einer Diktatur gemacht haben, finde ich wichtig. Mich interessiert: Wie funktioniert Diktatur eigentlich? Das aber will niemand wirklich wissen.

Die Menschen sind nicht enttäuscht, weil sie nicht mehr in der DDR leben, sondern viel mehr, weil ihre Hoffnungen aus den Wendejahren nicht in Erfüllung gegangen sind.

In den neuen politischen Konflikten merke ich, dass es ein großer Fehler war, diesen Mechanismen nicht auf den Grund zu gehen. Man erforschte die Deutsche Demokratische Republik lediglich, um zu beweisen, dass das demokratische System das bessere ist. Ich weiß nicht, wem man das beweisen wollte? Den DDR-Bürgern nicht, die hatten die Diktatur in großer Einhelligkeit abgeschafft.

Nach meiner Erfahrung funktioniert eine Diktatur folgendermaßen: Man pickt sich einen heraus und macht ihn nach allen Regeln der Kunst fertig. Der Einzelne hat daraufhin Angst, seine Familie hat Angst und schließlich auch all die Menschen, die davon erfahren. So funktioniert Diktatur: Es wurde nicht jeder eingesperrt, es war nicht jeder Zweite ein IM (Inoffizieller Mitarbeiter der Stasi), aber es gibt Beispiele, die jeder kennt! Durch sie entsteht Angst. Genau das erleben wir heute in anderen Prozessen ähnlich.

Ich engagiere mich im Verband Kreative Lausitz und so weiß ich: Alle Solo-Selbständigen, die Corona-Hilfen bekommen haben, erhielten einen Brief von der Investitionsbank des Landes Brandenburg. In dem steht zu lesen, dass sie prüfen sollen, ob sie das Geld zu Recht erhalten haben, und wenn nicht, dass sie es schleunigst zurückzahlen müssen. Ansonsten machen sie sich haftbar und werden bestraft. Wir im Verband Kreative Lausitz nahmen uns der Sache an und ließen die Verantwortlichen wissen: »Leute, so könnt ihr mit den Menschen nicht umgehen!« Darauf erwiderte ein Staatssekretär: »Sie können ganz beruhigt sein, es wird ja nur ein Prozent geprüft.« Da dachte ich: Genau das ist es! Nur ein Prozent – und jeder muss befürchten, er könnte zu diesem einen Prozent gehören! Auf diese Art haben alle Angst oder sind sauer. Das ist das altbekannte Phänomen. Und deshalb müssen wir über diese Dinge sprechen und in Austausch sein!

In Spremberg war durch die Kohle immer jemand da, der als Stellvertreter Konflikte geglättet hat. Ob er nun LAUBAG, LEAG oder Vattenfall hieß: Immer

war ein Konzern vor Ort, der die Probleme löste. Das änderte sich durch den Kohlausstieg. Die Menschen werden wieder zu Einzelkämpfern. Wir haben in Spremberg eine vielfältige Vereinsstruktur, aber die wird von jener Generation getragen, die sie in den Siebziger-, Achtziger- oder Neunzigerjahren begründet hat. Deshalb finde ich dieses Erzählprojekt und die Erzählalons sehr gut, weil sie die Menschen wieder zusammen- und in Austausch bringen. Dafür stelle ich gern das Kino als Veranstaltungsort zur Verfügung.



Lausitzer Energie

Ein Leben in drei Energiekrisen

Von der Liquidation des Gaskombinats Schwarze
Pumpe zur Mitgliedschaft im Traditionsverein

Dr. Günter Seifert
Jahrgang 1939

Ich bin mittlerweile 83 Jahre alt und mit der Braunkohle großgeworden. Viele Jahre war ich Direktor für Wissenschaft und Technik im Gaskombinat Schwarze Pumpe, heute würde man dazu Technischer Direktor sagen. Ich stamme aus Türchau, heute Turow, 500 Meter hinter der Neiße bei Zittau gelegen. Mit meinen Eltern – mein Vater kehrte 1947 aus dem Krieg zurück – wohnte ich in Eichgraben bei Zittau. In Olbersdorf ging ich zur Schule, das Abitur legte ich in Zittau ab. Anschließend studierte ich an der Bergakademie Freiberg Chemische Braunkohleveredlung – jene Technologie übrigens, mit deren Hilfe Hitler seinen Krieg geführt hatte. Es ging um die Gewinnung von Benzin aus Kohle, das Synthesewerk Schwarzheide war ein großer Benzinproduzent.

Ich studierte dieses Fach, weil unweit von uns in Hirschfelde eine große Braunkohleveredlungsanlage stand, die 400 000 Tonnen Teer zur Erzeugung von Benzin nach Leuna lieferte. Das war meine Vorstellung von Chemie! Dort wollte ich arbeiten. Schon in der Schule war Chemie immer mein Lieblingsfach gewesen.

Ich bin krisenerprobt, genauer gesagt: energiekrisenerprobt. Im Jahre 1968 – fünf Jahre nach meinem Studienabschluss – erlebte ich die erste. Walter Ulbricht beschloss, die veralteten Technologien der Kohleveredlung durch Erdöl zu ersetzen. Erdöl hatte sich nach dem Zweiten Weltkrieg seinen Markt erobert. Es war der klassischen Kohleveredlungstechnologie – Benzinsynthese, Düngemittelherstellung, Kunststoffe u.v.a.m., alles auf Kohlebasis und in den Zwanziger- bis Dreißigerjahren entwickelt – technologisch wie kostenseitig überlegen. Die DDR stand nun am Scheideweg: Sollte sie die Energie- und

**Ich bin krisenerprobt,
genauer gesagt
energiekrisenerprobt,
und das seit 1968.**

Stoffwirtschaft weiter einseitig auf Braunkohlebasis entwickeln oder effektivere Rohstoffe für die Wirtschaft suchen? Eine Staatsratssitzung, seinerzeit das höchste Gremium im Staat, fasste den Beschluss: »Weg von der Kohle, hin zum Öl!«

Ein solcher Partei- und Staatsbeschluss wurde im Lande gründlich umgesetzt. Man begann sofort mit der Schließung von Kohleveredlungsbetrieben in Nachterstedt, Gölzau und im Geiseltal. Auch die Schwelereien in Espenhain und Böhlen wurden für die Schließung vorbereitet. Allein von ihnen waren 750 000 Tonnen Teer pro Jahr gekommen, der Rohstoff für Benzin, Schmieröl und anderes. Sie liefen dann bis 1990, begleitet von furchtbaren Umweltproblemen. Im Zuge all dessen wurde auch mein Lieblingsbetrieb, das Braunkohlewerk Hirschfelde, ersatzlos geschlossen. Also ging ich als Technologe in die Kokerei nach Lauchhammer.

In dieser ersten Kohlekrise wurde auch die bis dato hoch gelobte Koks-erzeugung aus Braunkohle heruntergefahren. In Schwarze Pumpe wurden deshalb zwei Kokereien nicht gebaut und statt 40 Kohlevergasern wurden nur 24 realisiert. Außerdem hieß es: Wir brauchen den Tagebau Jänschwalde und das konzipierte Kraftwerk Peitz nicht, wir machen alles dicht. Hinterher fehlte uns jedes Pfund Koks. Und genug Gas aus Kohle konnten wir auch nicht produzieren.

Kurzum, die erste Energiewende ging völlig daneben! In allen Grundsatzverhandlungen in Moskau wurde klar: Die Sowjetunion hat einen riesigen eigenen Ölbedarf zum Aufbau ihrer Wirtschaft nach dem Zweiten Weltkrieg. Außerdem war der Kalte Krieg voll im Gange. Viele Panzer und Flugzeuge

brauchten Sprit – aus Öl! Die Verhandlungsführer der DDR kamen mit leeren Taschen aus Moskau zurück. Warum hatte man vor allen Staatsratsbeschlüssen nicht ordentlich mit Moskau verhandelt? Gibt es da etwa Parallelen zu heute?

Für die DDR hieß das: mit weniger, anstatt mit mehr Öl auszukommen. Weniger Öl für das PCK Schwedt und keine erweiterte Ölwirtschaft. Die russischen Verhandlungsführer boten Erdgas als Ersatzlösung für das gewollte Erdöl an. Öl und Gas sind nahezu gleichwertig in ihren chemischen und energetischen Eigenschaften. Aber es gab nur eine Ölleitung und keine Gasleitung von der UdSSR in die DDR. Für uns hieß das erst mal: zurück zur Kohle! Wir bauten die Kohleförderung auf rund 200 Millionen Tonnen pro Jahr, später auf rund 300 Millionen aus, mit allen wirtschaftlichen Folgen, die wir Älteren noch gut kennen. Außerdem war diese Situation tatsächlich die Geburtsstunde der

Die erste Energiewende ging völlig daneben. Somit kam man zurück zur Kohle. Gleichzeitig schlug die Geburtsstunde der DDR-Gaswirtschaft.

Gaswirtschaft in der DDR. Die erste Erdgasleitung aus der UdSSR konnte die DDR noch mit Lieferungen von Ausrüstungen und in Dollar bezahlen. Für die nächsten drei Gasleitungen waren Menschen, Material und Leistungen zu stellen: jeweils 15 000 Trassenbauer und jährliche Bau- und Montageleistungen in Höhe von zwei Milliarden DDR-Mark.

Schritt für Schritt entstand in der DDR eine Gaswirtschaft. Deshalb wurde ein Verbundnetz Gas aufgebaut mit einer Mannschaft von 2- bis 3 000 Beschäftigten, die über mehrere Jahre Erdgasspeicher mit zwei Milliarden Kubikmetern Speichervolumen in Bernburg und Bad Lauchstädt bei Halle bauten. Von Anfang an war klar: Ohne Speicherung von Erdgas geht es nicht. Die Russen hatten bei allen Lieferverhandlungen angekündigt: Sie liefern jeden Tag, ob Sommer oder Winter, stets die gleiche Menge. Aber im Winter war in den Siebzigerjahren der tägliche Gasbedarf zehn- bis 13 mal höher als im Sommer. Woher also das viele Gas im Winter nehmen, wenn nicht aus den neuangelegten Speichern? Deshalb erschütterte uns im Gaskombinat auch der strenge Winter 1978/79 nicht ernsthaft. Erneut stellt sich die Frage: Sind das auch wieder Parallelen zu heute?

Für all das musste ein verantwortlicher Großbetrieb, ein Kombinat, entstehen. Aus dem Kombinat Schwarze Pumpe entstand deshalb im Jahre 1972 das Gaskombinat Schwarze Pumpe (GSP) mit dem Spezial-Gas-Betrieb Verbundnetz Gas (VNG) Leipzig und Berlin. Bis zur politischen Wende in der DDR bestand das Gaskombinat Schwarze Pumpe aus acht Großbetrieben mit insgesamt rund 35 500 Beschäftigten. Die kohleorientierten Erzeuger- und Anlagenbetriebe waren alle bis Anfang der Siebzigerjahre organisch gewachsen.

In dieser Zeit kam eine neue Aufgabe auf das GSP zu: Für die gesamte DDR war die Erdgaswirtschaft neu aufzubauen. Ein komplettes Gasverbundsystem mit mehr als 10 000 Kilometern Gashochdruckleitungen, vielen Erdgasspeichern, Verdichteranlagen und Direktanschlüssen für Großabnehmer waren neu zu bauen. Das Verbundnetz Gas, die heutige Verbundnetz Gas Leipzig AG, wurde neben dem Stammbetrieb in Schwarze Pumpe zum umsatzstärksten und größten Gewinnbetrieb im Gaskombinat.

Vier der acht Kombinatbetriebe waren im Leipziger Raum konzentriert. Im September/Oktober 1989 erzählten uns die Werkdirektoren aus Leipzig von den großen Demonstrationen und der Unzufriedenheit der Leute. Schließlich kam der Werkleiter vom Verbundnetz Gas Leipzig mit der Forderung seiner Belegschaft: »Wir wollen sofort ein selbstständiger Betrieb wer-

Für die Versorgungssicherheit benötigten wir Gasspeicher. Aus dem Kombinat Schwarze Pumpe entstand das Gaskombinat Schwarze Pumpe als verantwortlicher Großbetrieb.

den und aus dem Gaskombinat austreten!« So geschah es am 30. Juni 1990. Die Auflösung des Kombinatverbundes war eingeleitet und vollzog sich. Hier begann für mich die zweite Energiekrise.

Besonders hart wurde es am 30. Oktober 1989, als plötzlich 12 000 Hoyerswerdaer vor unserem Kulturhaus standen. Die Hälfte davon waren Bauarbeiter. Wir waren eine Bergarbeiter-, aber vor allen Dingen eine Bauarbeiterstadt. Es gab keine Neubauwohnung im Energiebezirk Cottbus, die nicht in Hoyerswerda gebaut wurde. Das Wohnungsbaukombinat Cottbus hatte seinen Firmensitz hier. Und diejenigen, die all das geschaffen hatten, standen nun vor unserem Kulturhaus, das wir für 70 Millionen als Schwarzinvestition – also außerhalb des offiziellen Planes – gebaut hatten, und wollten die Scheiben einschlagen und alles übereinander werfen. Da fragte ich mich: Warum eigentlich? Ich hörte vor dem Hoyerswerdaer Kulturhaus niemanden rufen: »Ich will mehr Lohn, noch ein Bergmannsgeld, eine Jahresendprämie mehr!« Stattdessen riefen die Leute: »Die Staatssicherheit soll weg, ich will freie Wahlen!« Das waren knallharte politische Forderungen!

Das setzte sich fort bei uns in der Zentralwerkstatt Schwarze Pumpe. Am 4. Dezember 1989 kam es zu einer Versammlung. Ich als diensthabender Generaldirektor wurde eingeladen und bekam vorgelesen: »Nachfolgende Forderungen werden bis 6. Dezember 9.00 Uhr erhoben: Die durch die Werk tätigen gewählten Gewerkschaftsvertreter haben als Einzige das Recht, im Betrieb zu

bleiben. Das höchste Organ im Bereich ist die Vertrauensleutevollversammlung«, das waren die neuen Betriebsräte. Weiter hieß es: »Die Grundorganisation der SED der Zentralwerkstatt ist aufzulösen – mit den notwendigen Konsequenzen für alle Abteilungen.« Mit anderen Worten: Alle Parteifunktionäre sollten raus! »Die Auflösung der 4. Kampfgruppenhundertchaft und Übergabe der vorhandenen Technik an die Volks-

wirtschaft beziehungsweise die Bereiche hat sofort zu erfolgen. DSE, GST und FDJ haben ihr Wirken im Bereich einzustellen. Wir fordern bis 6. Dezember um 9.00 Uhr eine konkrete Aussage zu unseren Forderungen. Sollten wir diese Aussage als unbefriedigend oder verschleiern ansehen, werden wir unsere Forderungen mit einem einstündigen Warnstreik Nachdruck verleihen.«

Da kriegst du die große Angst! Was bedeutet denn ein Streik in einem Kraftwerk? Was passiert, wenn die Menschen dort plötzlich von ihren Arbeitsplätzen weggehen? Ein Kraftwerk ist eine Anlage, in der es höchst gefährlich ist, den Schalter aus- und einzuschalten, höchst gefährlich! Da machst du als leitender Angestellter alles, was da aufgeschrieben steht. Wirklich alles!

Mit dem angekündigten Streik wurde die Situation sehr beängstigend: die Arbeiter eines Kraftwerks drohten damit, ihre Arbeit niederzulegen.

Ich ging in unsere SED-Kreisleitung und las den Genossen das Schriftstück vor. Die kannten es schon und hatten bereits ihre Koffer gepackt. Die Forderungen der Gewerkschafter wurden eins zu eins umgesetzt, unsere Leute arbeiteten diszipliniert weiter.

In besagter Versammlung wurde ich auch gefragt: »Was denken Sie denn, es wird doch jetzt alles besser, oder?«

Ich arbeitete 23 Jahre in der Internationalen Gas-Union und war Programmleiter für den 18. Weltgas-Kongress in Berlin, der 1990 stattfand. Daher wusste ich, dass wir in der DDR 50 Millionen Tonnen Briketts produziert hatten und die ganze Bundesrepublik nur noch 0,7 Millionen Tonnen bereitstellte. In den Neunzigerjahren beschäftigte sich in Westdeutschland niemand mehr mit Briketts! Wer also würde unsere Briketts in Zukunft noch kaufen? Wer nahm noch Stadtgas mit dem halben Heizwert von Erdgas? Was aus dem Koks wird, erschien mehr als unsicher.

Ein Arbeiter aus Schwarze Pumpe kam bei der Zusammenkunft in der Zentralwerkstatt vor, zog sich die Hosen runter, zeigte uns den nackten Arsch und rief: »Ihr könnt alle abhauen, nur das Lohnbüro bleibt hier!« Drei, vier Jahre später klopfte mir eben dieser Mann im Einkaufszentrum auf die Schulter und sagte: »Du hattest leider recht, keener wollte mehr unsern Kram.«

Bereits im Frühjahr 1990, noch vor der de Maizièreregierung, wurden die führenden Leute unserer Energiewirtschaft vom Vorläufer der Treuhand nach Berlin eingeladen. Da saßen uns sämtliche Spitzenvertreter der westdeutschen Energieunternehmen gegenüber und jeder von uns erfuhr, welcher Konzern an wem als Führungskraft Interesse hat. Da wurde mir klar: Die Ruhrgas AG aus Essen hatte schon alles klargemacht mit dem Verbundnetz Gas. Die Auflösung des Gaskombinats war bereits eingeläutet! Ich wurde der Ruhr Kohle AG in Essen zugeteilt. Der Konzern suchte offensichtlich einen Kenner der Kokereiindustrie der DDR. Nie zuvor hatte ich mit diesem Konzern zu tun gehabt. Ich ging dort auch nicht hin. Der Boden war also von langer Hand vorbereitet, das mussten wir verkraften.

Am 30. Juni 1990 wurden alle ehemaligen Volkseigenen Betriebe im Kombinat durch die Treuhand privatisiert. Dann begann die Katastrophe: Die Kokerei wurde als erster Betriebsteil stillgelegt, obwohl wir für 500 000 Tonnen pro Jahr Lieferverträge nach Bayern hatten. Das waren 50 Prozent einer Jahresproduktion! Dann folgten zwei Brikettfabriken und das Gaswerk wurde stillgelegt. Diese Katastrophe war der Energiepolitik der Deutschen Demo-

Schon im Frühjahr 1990 wurde die Auflösung des Gaskombinats eingeläutet. Ich wurde der Ruhr Kohle AG Essen zugeteilt. Die Verhandlungen waren bereits von langer Hand vorbereitet.

kratischen Republik geschuldet: Wir hatten die Energiewende im Westen verschlafen, unsere Produkte waren bei niemandem mehr gefragt.

Nie wurden auf dem Gebiet der DDR so viele Gasherde in Wohnungen eingebaut wie von 1991 bis 1993. Alle wollten Erdgas oder Öl, keiner nahm mehr unser heizwertschwaches Gas, keiner mehr Briketts. Das waren die Ursachen dafür, dass in der Lausitz das Flächensterben einsetzte. Die hiesige

Alle Volkseigenen Betriebe wurden durch die Treuhand privatisiert. Die Katastrophe begann.

Kohleförderung sank in Jahresfrist von 200 Millionen Tonnen auf 60 Millionen Tonnen pro Jahr. Strom und damit Kohle aus dem Osten wurde kaum noch gebraucht, weil die ganze Industrie der DDR zusammenbrach. In Schwarze Pumpe wurden rund 10 000 Arbeiter und Angestellte entlassen. Der gesamte Bergbau in Lauchhammer verschwand. Das waren ebenfalls 6- bis 7 000 Arbeitslose.

Innerhalb von zwei Jahren hatten wir in unserer Region 100 000 Arbeitslose. Was dahinter an menschlichen Schicksalen steckte! Der Spruch: »Ich bin Bergmann, wer ist mehr?« ist bekannt. Daraus sprach über Generationen der Bergarbeiterstolz. Wir hatten in Schwarze Pumpe die dritte Generation Stammebelegschaft gehabt. In den Dörfern ringsum waren schon fünf Generationen Bergleute gewesen – und dann bekamen die Leute über Nacht gesagt: »Wir brauchen dich nicht mehr! Wer sich nicht an noch verbleibende Arbeitsplätze umsetzen lässt, fliegt gleich raus!« Direkt in die Arbeitslosigkeit wurden in Schwarze Pumpe 1 500 Mitarbeiter geschickt. Das waren zehn Prozent der Belegschaft. Weitere 1 500 gründeten eigene Betriebe und eine Riesenzahl

Innerhalb von zwei Jahren hatten wir 100 000 Arbeitslose. Viele fielen in Depression und Alkoholismus.

musste mit 55 oder 57 Jahren in den Vorruhestand gehen. Viele Menschen fielen in Depressionen, Alkoholismus, hatten Minderwertigkeitsgefühle.

Diese Vernichtung des Arbeitsstolzes zog sich durch alle sozialen Schichten. Es gibt eine Menge Bücher über den Charakter der Arbeit in Schwarze Pumpe. Wir waren ja nicht nur eine Löt Schmiede. Jeder hatte eine hohe Qualifikation, war für einen Abschnitt

selbst verantwortlich, für das Fahren einer Anlage von hoher Brisanz. Und plötzlich waren alle nichts mehr wert. Zwei meiner engsten Kollegen verfielen dem Alkohol und kamen nicht mehr los davon. Zu alledem kam der Umschulungswahnsinn. Wenn 100 000 Arbeitslose dastehen, wohin sollen sie denn umschulen, wem war hier welche Arbeit zu vermitteln?

Das Kombinat Schwarze Pumpe wurde aufgespalten. Die ehemaligen VEB wurden eigene, selbstständige GmbHs nach deutschem Aktienrecht. Die Treuhand gründete eine Brennstoff AG Schwarze Pumpe als Abwick-

lungsgesellschaft für diejenigen Betriebe des Gaskombinats, die nicht privatisiert wurden. Hier erlebte ich das ganze Elend persönlich. Denn plötzlich war ich der Vorstand, auch für die Braunkohleveredlung in Lauchhammer. Meine Aufgabe bestand darin, 4 500 Menschen zu entlassen, das Ganze in sechs Wochen, ohne jede Perspektive für alle Betroffenen! In der Küche der Kokerei hing ein großes Plakat mit der Aufschrift: »Blauer Brief aus roter Hand!« Die rote Hand war meine. Niemand im Betrieb sprach mehr mit mir, schließlich schien ich als Vorstand dieser Abwicklungsgesellschaft als der Schuldige. Nach Espenhain konnte ich gar nicht mehr gehen. Die große Schwelerei war der größte Teer- beziehungsweise Benzinproduzent aus Kohle im ganzen Land. 5 500 Leute standen vor ihrem Werk, alle entlassen!

Den Wessis von der Ruhrkohle AG musste ich unsere Kokereien in Magdeburg und Zwickau zeigen. Die gingen da einmal durch und sagten: »Zu machen!« Das gleiche Spiel in Freiberg mit unserer Forschungseinrichtung, dem Deutschen Brennstoff-Institut. Plötzlich standen 1 200 hochmotivierte Forscher auf der Straße. Wir waren auch das Leitinstitut für die Speicherung von Atommüll unter der Erde gewesen. Hier war das Containersystem zur Beförderung und Speicherung von radioaktivem Material für den gesamten Rat für Gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW) entwickelt worden! Das zählte nun nicht mehr. Nach und nach wurde alles geschlossen und stand plötzlich still. Eine grauenvolle Arbeit, wenn du dabei der Chef bist. Ich sah Tausende Menschen ratlos heulen.

In meinem Briefkasten fand ich laufend Morddrohungen. Deshalb wurde ich ein Jahr lang unter Polizeischutz gestellt. Es erschien ein Artikel über mich in der neuen Betriebszeitung in Schwarze Pumpe. Weil ich von 1986 bis 1990 Leiter einer kleinen Wohnungsbaugenossenschaft in Hoyerswerda gewesen war, wurde mir unterstellt: »Seifert baute seine Wohnung mit Pumpe-Material.« Die Reaktion, dass diese Anschuldigung mit nichts zu belegen war, versteckten sie in einem Zweizeiler.

Nach dem Weltgaskongress 1990 gab es für mich in der gesamten Energiewirtschaft der ehemaligen DDR keinen Platz mehr. Ich wurde nicht mehr gebraucht. Deshalb arbeitete ich bis zum Jahre 2002 in zwei international organisierten Chemieanlagenbau-Konzernen. Aber meine Liebe zur Schwarzen Pumpe ist immer noch da – bis heute.

Vor nunmehr 20 Jahren gründeten wir den Traditionsverein Glückauf Schwarze Pumpe e.V. Fünf Jahre war ich der Erste Vorsitzende. Ein bisschen

Als Vorstand der durch die Treuhand gegründeten Abwicklungsgesellschaft erlebte ich das ganze Elend persönlich: Ich musste 4 500 Menschen ohne jede Perspektive entlassen.

spät, könnte man sagen, aber es war nicht eher gewünscht. Aufgrund der riesigen menschlichen Probleme, die ab 1990 entstanden waren, hatte die neue »Revierleitung« Bedenken gehabt, dass die Traditionsvereine zum Sammelbecken Unzufriedener würden. Deshalb wurden diese in Lauchhammer, Senftenberg, Hoyerswerda und Betzdorf Hagenwerder alle erst 2001/2002 gegründet.

2005, zum 50-sten Jubiläum von Schwarze Pumpe, veranstalteten wir einen Tag der offenen Tür. Gut 15 000 Menschen kamen, um sich an ihr Arbeitsleben zu erinnern, und hatten Tränen in den Augen. Sie hatten ihre Kinder und Verwandten mitgenommen und nutzten die Gelegenheit, ihren ehemaligen Arbeitsplatz zu besuchen. Die Beziehung der Menschen zu ihrem ehemaligen Betrieb war und ist immer noch sehr groß. Den Tag der offenen Tür führten wir zum 60-sten Jahrestag wieder durch und werden auch in Zukunft dabei bleiben.

Die dritte Energiekrise erleben wir jetzt gemeinsam mit den erneuerbaren Energien. Dieses ungeplante Hin und Her – mal die Kohle totmachen, dann wiederbeleben, dasselbe bei der Atomenergie – ist hochgefährlich. Wir haben die Speicherung von Energie noch nicht im Griff! Strom muss jede Millisekunde fließen. Wer glaubt, er kann politisch motiviert mit dem Strom

spielen, der irrt. Damit mich niemand falsch versteht: Ich bin ein großer Freund der erneuerbaren Energien. Schon deshalb, weil wir uns über Jahrzehnte mit der Kohle Unsägliches zugemutet haben, von den Zwangsumsiedlungen bis zur Umweltbelastung.

Apropos: Voriges Jahr hielt ich zur 650-Jahrfeier in Spreewitz einen Festvortrag. Da musste ich den Spreewitzern erklären, warum wir von Schwarze Pumpe sie 35 Jahre lang mit Gestank, Teer und Dreck eingenebelt haben. Nun, ich lebe noch, kam also halbwegs gut

durch diese Veranstaltung. Schließlich haben 80 Prozent der Bürger aus den umliegenden Dörfern von Schwarze Pumpe auch dort gearbeitet – und gut verdient.

Obwohl ich mit Herz und Seele Bergmann bin und Schwarze Pumpe verantwortlich geleitet habe, sage ich: Kohle ist nicht mehr zeitgemäß! Wir brauchen ein neues Energiebild. Ich kann nur hoffen, dass dieser Krieg in der Ukraine das bis dato Erreichte nicht zunichtemacht. Dass wir froh sein können, wenn wir noch einen Korb Briketts im Keller haben, mit dem wir über den Winter kommen!

Mit unserem Traditionsverein Glückauf Schwarze Pumpe hoffen wir, dass die Entwicklung in Schwarze Pumpe so weitergeht wie in den letzten Jahren.

Erst zehn Jahre nach der Katastrophe gründeten sich Traditionsvereine. Zum 50-jährigen Jubiläum der Schwarzen Pumpe kamen rund 15 000 Menschen, um sich an ihr Arbeitsleben zu erinnern.

Schon arbeiten wieder 5 000 Menschen am Standort, noch im Kraftwerk, dem LEAG-Veredlungszentrum, aber vor allem in den großen österreichischen Papierfabriken mit 800 000 Tonnen Absatz im Jahr. Und viel Neues wird vorbereitet.

Es ist ein großes Verdienst der Stadträte von Spremberg, dass sie trotz knapper Kassen Gelder für die Altstadtsanierungsgesellschaft Spremberg (ASG) zur Verfügung gestellt haben, die sich schrittweise zum Motor, zum Projektentwickler, zum Infrastrukturbauer und Investorenberater für die Neuorientierung von Schwarze Pumpe entwickelt hat.

Viele Städte warten bis heute auf den großen Investor aus dem Westen. Die Spremberger und ihre Bürgermeisterin Christine Herntier, die zugleich Sprecherin der Lausitzrunde der Bürgermeister ist, haben den nötigen Druck gemacht, dass es hier weitergeht. Und es ist gut, dass es solche Projekte wie dieses hier mit den Erzählalons gibt! Nehmen Sie alles auf Tonband auf und speichern Sie gut, was die Menschen erzählen. »Strukturwandel«, das redet sich so schnell dahin. Die Gefahr, dass viele Menschen wieder derartige Schicksalsschläge erleiden wie nach der Wende, ist sehr groß. Das kann man den Menschen nicht noch mal zumuten. Wer das einmal durchhat, verträgt es kein zweites Mal.

Ich glaube, die dritte Energiekrise wird keine wahre Krise. Durch die Bundesregierung, die Länder und Kommunen wird so viel Neues vorbereitet – langfristig und mit viel Geld. Man hat offensichtlich aus den Jahren 1989 bis 1995 gelernt.

Nun gilt es, die Menschen davor zu schützen, dass sie nicht noch mal erleben müssen, was nach 1989 geschehen ist.

Ich stellte mich in die Ecke und weinte

Energieprobleme gestern und heute

Jürgen Hübner
Jahrgang 1949

Ich bin inzwischen 73 Jahre alt, verheiratet, habe zwei Kinder. Im Gaskombinat Schwarze Pumpe lernte ich mit 14 Jahren den Beruf des Maschinisten neben dem Abitur, dann studierte ich in Freiberg Energieverfahrenstechnik. Es war eine sehr gute Ingenieurausbildung zu den praktischen Techniken und theoretischen Grundlagen der Energiewirtschaft. Nach dem Studium in der Forschung arbeitete ich für die BHT-Kokerei, anschließend zehn Jahre in der Hauptabteilung Haupttechnologie. Zeitweilig fungierte ich nebenberuflich als Parteisekretär in beiden Strukturen.

Durch meine Ausbildung wusste ich, dass in der DDR energiewirtschaftlich einiges nicht optimal lief. Im internationalen Vergleich war die Energieversorgung der DDR sehr einseitig auf die Braunkohle ausgerichtet, der Umweltschutz war kaum entwickelt. An vielen Stellen fehlten die Investitionen zur Erneuerung der 30 Jahre alten Anlagen. Im Studium lernten wir

die Energiebilanzen von Amerika, der Sowjetunion und Westdeutschlands kennen und wussten, dass es hier sehr schwierig wird. Diese Bilanzen kann man in einem Energieflussbild, speziell in einem Sankey-Diagramm sehr anschaulich darstellen: Zuerst kommt die Primärenergie – Erdgas, Erdöl, Braun- und Steinkohle, Kernenergie, Sonnenstrahlung, Wind u. a. – und wird unterteilt nach inländischen Aufkommen und Importen. Diese Primärenergie wird in Endenergie umge-

wandelt und in den Bereichen Industrie, Verkehr, Haushalt, Gewerbe, Handel und Dienstleistung eingesetzt, wo sie für Beleuchtung, mechanische Energie, Wärme – Raumwärme, Warmwasser, sonstige Prozesswärme –, Kälte, Kommunikation und Information genutzt wird.

Im internationalen Vergleich war die Energieversorgung der DDR sehr einseitig auf Braunkohle ausgerichtet. Der Umweltschutz war kaum entwickelt.

Wir aus Schwarze Pumpe wussten, dass viele unserer Anlagen, etwa das Gaswerk, die Kokerei, die Brikettfabrik, das Kraftwerk, die Rohrbrücken u. a., sehr veraltet waren. Erneuerungen konnten aufgrund des Materialmangels nicht durchgeführt werden. So jagte eine schwere Störung die nächste. Besonders die Explosion im Gaswerk der Rectisolanlage 1982 war gravierend für die gesamte DDR-Wirtschaft. Das war allen bekannt und dennoch war keine Veränderung in Sicht. Insofern war das, was 1989 passierte, die logische Konsequenz.

Etwa 1978 hatte ich ein erstes Schlüsselerelebnis, bei dem ich mich symbolisch in die Ecke stellte und weinte. Ich leitete eine kleine Truppe von zwölf Maschinisten und Handwerkern, die für uns forschten, wie die vorhandenen Anlagen effektiver betrieben werden konnten. Irgendwann stellte ich fest, dass da etwas nicht stimmt. Und tatsächlich: Durch Aufzeichnungen konnten wir nachweisen, dass die Kerle über einen längeren Zeitraum nicht ordentlich gearbeitet hatten. In der Nacht- und Nachmittagschicht waren die durchzuführenden Arbeiten nicht erledigt und erfundene Werte in die Versuchsprotokolle eingetragen worden. Ich bestellte die ganze Truppe in mein Büro.

»Ich eröffne ein Disziplinarverfahren gegen euch«, sagte ich. »Ihr habt zwei Ingenieure acht Wochen umsonst arbeiten lassen, weil ihr zu faul seid.«



Zehn Minuten später musste ich zu meinem Chef, der mich wissen ließ: »Also pass ma uff, das Disziplinarverfahren wird eingestellt.« »Wieso?«, fragte ich irritiert. »Die revolutionäre deutsche Arbeiterklasse macht so was nicht.« »Ich kann aber nachweisen, dass die revolutionäre deutsche Arbeiterklasse genau so was macht!« Es folgte ein viertelstündiger Disput, an dessen Ende es hieß: »Ich weise dich an, das Disziplinarverfahren einzustellen.« »Das mach ich nicht!«, stellte ich mich quer. »Dann eröffne ich ein Disziplinarverfahren gegen dich.« »Wieso das denn?« »Weil du nicht machst, was ich dir sage.« Eins zu null für die Faultiere!

Auch in der Wendezeit erlebte ich in Schwarze Pumpe verrückte Geschichten. Einmal fragte mich ein Kollege: »Wie kommen tote Karpfen in den Phenoltank rein?« In dem Tank war zu DDR-Zeiten Phenol aus der Kohlever- und -entgasung gelagert gewesen. Nach der Wende dienten die Tanks als Speicher für das Vergasungsöl des Reststoffverwertungszentrums im ehemaligen Gaswerk. »Das geht doch gar nicht!«, erwiderte ich. »Die müssten ja bergauf durch eine Pumpe schwimmen. Das ist unmöglich.« Die Lösung war einfach: Jemand hatte die Proben gefälscht und einfach Spreewasser in die Phenoltanks gepumpt. Dabei hatte er die Karpfen aus der Spree durch den Unterdruck im Tank des Saugfahrzeugs mit angesaugt. Die Qualitätsprobe war gefälscht, anstelle von Spreewasser enthielt sie hochwertiges Vergasungsöl. Es war Betrug aus Geldgier.

1989 war ich 40 Jahre alt und hatte mich schon darauf eingestellt, dass ich in der Haupttechnologie in Schwarze Pumpe auch den Renteneintritt erlebe – in diesem schwierigen Haus, dem Großbetrieb Gaskombinat, wo eine komplizierte Verbundtechnik zu beherrschen war und das sehr streng, fast militärisch, geleitet wurde. Und dann ging auf einmal alles von vorn los. Unsere Abteilung wurde aufgelöst.

Nachdem das Gaskombinat von der Ruhrkohle AG übernommen wurde, war mir klar, dass in Schwarze Pumpe einzig die Stromerzeugung eine Überlebenschance hatte. Die hier praktizierte Braunkohlevererdung, auch Kohlechemie genannt, war wirtschaftlich veraltet. Deshalb schrieb ich allerlei Bewerbungen auf Zeitungsanzeigen und innerbetriebliche Ausschreibungen, die meinen Neigungen entsprachen. Es waren wohl innerhalb von zwei Jahren 15 an der Zahl. 1992 bewarb ich mich als Unterabteilungsleiter Statistik und Hauptsachbearbeiter im Vorstandsbereich.

Neben einer Tätigkeit im Außendienst als Energieberater einer Westberliner Firma, die mir alsbald eine Kündigung wegen Erfolglosigkeit und einen

Mir war klar, dass in Schwarze Pumpe einzig die Stromerzeugung eine Überlebenschance hatte. Ich begann, Bewerbungen zu schreiben.

Besuch der sächsischen Steuerfahndung wegen angeblicher Steuerhinterziehung bescherte, ergab sich die Möglichkeit einer Promotion. Die Steuerhinterziehung stellte sich als Urkundenfälschung heraus, meine Unterschrift unter einer Honorarzahlung von 4 000 DM stammte nachweislich nicht von mir.

Mit 50 Jahren durfte ich mich dank meiner Promotion Dr. rer. oec. nennen und landete in der Öffentlichkeitsarbeit bei der ESPAG, später LAUBAG, Nachfolger des Gaskombinats. Wir waren eine bunt zusammengewürfelte Truppe von Ökonomen, Maschinenbauern, Journalisten, Statistikern, Lehrern und anderen. Nun hatte ich durch die Sozialauswahl mit 38 Jahren Betriebszugehörigkeit und aufgrund meines Alters einen sicheren Job. Würden einmal Kündigungen erfolgen, wäre ich der Letzte. Obendrein war ich der Einzige in unserer Runde, der von Energie Ahnung hatte, das war mein Glück. Der Vorstandsvorsitzende, ein Maschinenbauingenieur, ließ sich über drei, vier Vorgesetzte allerlei Schlaueiten von uns zuarbeiten. Dabei folgte das nächste Schlüsselerlebnis.

Einer meiner Vorgesetzten bestellte mich zu sich und sagte: »Du hast doch den Vortrag für den Vorstandsvorsitzenden (einen Ruhrkohle-Mann) geschrieben. Du gehst jetzt nach Cottbus ins Radisson-Hotel, dort findet eine energiewirtschaftliche Fachtagung mit Diskussionsrunde statt. Immer, wenn dir der Alte zunickt, drückst du am Computer auf die Enter-Taste, damit das nächste Bild deiner Präsentation erscheint.« Darauf erwiderte ich: »Das ist aber eine geistig hochwertige Tätigkeit, die überfordert mich ganz gewaltig.« Ich fing mir ein paar symbolische Backpfeifen ein und es hieß: »Das machst du jetzt!«

Als ich im Radisson an der Rezeption stand, vernahm ich hinter mir eine Stimme: »Ach, Sie sind der Herr Hübner, warten Sie mal einen Moment!« Ich drehte mich um und da stand der Vorstandsvorsitzende in persona vor mir. Oh, dachte ich, jetzt gibt es einen fürchterlichen Anschiss, weil ich irgendwas falsch gemacht habe. Doch der Mann ließ mich in seinem rheinischen Dialekt wissen: »Ich muss nachher ne Diskussion leiten, haben Sie ne Idee dafür? Irgendwat peppich Uffrüttelndes!« »Ja klar«, antwortete ich, »treten Sie doch mal eine Exergie-Diskussion los, zweiter Hauptsatz der Thermodynamik.« Ich hatte in einer Studie gelesen, dass Braunkohle dabei gar nicht so schlecht wegkommt, besonders bei der Stromerzeugung. Darauf guckte mich der gute Mann an, als wäre ich grad vom Mond gefallen. »Hörn Se uff, hörn Se uff«, winkte er ab, »das ist nicht linear, das versteht hier kein Mensch.« Und das in einer energiewirtschaftlichen Fachtagung auf gesamtdeutscher Ebene!

Ich war der Einzige in der Runde, der Ahnung von Energie hatte, und musste nun allerlei Leuten Schlaueiten zuarbeiten.

Da stellte ich mich das zweite Mal symbolisch in die Ecke, um fürchterlich zu weinen.

Die dritte Episode widerfuhr mir erst vor Kurzem: Ein Professor der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus – Senftenberg hielt einen Vortrag über Wasserstoff, darüber, wie gut und wie schön doch die Wasserstofftechnologie sei. Ich wollte eigentlich nichts sagen, meldete mich dann aber doch zu Wort: »Herr Professor, wenn man die Wasserstofftechnologie betreiben will, ist es dann richtig, wenn ich Sie so verstehe: Sie machen aus Wind Strom, aus Strom Wasserstoff, aus Wasserstoff Methan (Erdgas) und aus dem dann wieder Strom. Jede einzelne Prozessstufe verläuft mit etwa fünfzig Prozent Wirkungsgradverlust, das heißt: Wir haben am Ende fünfzig, fünf- undzwanzig, zwölf, sechs Prozent übrig! Da müssen Sie doch das Sechzehnfache an Windrädern hinstellen, um überhaupt in die Wasserstoffwirtschaft einzusteigen.« Als Antwort bekam ich zu hören: »Das ist eine politische Frage, die beantworte ich nicht.« Mir war die Sache damit glasklar. Ich hatte eine rein technische Frage gestellt, keine politische! Hätte der Mann zugegeben, dass ich recht habe, hätte er vielleicht keine Fördergelder mehr für sein Institut bekommen.

Während meiner Berufszeit hatte ich vier Chefs. Zu DDR-Zeiten kamen sie aus dem Osten, nach der Wende aus dem Westen. Jeweils einer war dabei, mit dem ich schlecht zusammenarbeiten konnte. Mit dem jeweils anderen konnte ich gut zusammenarbeiten. Daher glaube ich, das Ganze hat mit West-Ost nichts zu tun. Es liegt jeweils an den handelnden Menschen, ob etwas funktioniert oder nicht.

Autodidakt in Sachen Energie

Ideen zur Rettung

Gerd Lehmann
Jahrgang 1951

Ich lebte 30 Jahre in Wolkenberg und war glücklich. Seit 30 Jahren lebe ich nun in Spremberg und bin unglücklich. Das hat viele Ursachen. Mein Vater kam aus dem Krieg mit einem Bein, zeugte mich und wurde 1954 von Friedrichshain nach Wolkenberg delegiert, um dort das Bürgermeisteramt zu bekleiden. Er war der zehnte Bürgermeister seit dem Krieg, von 1945 bis 1954 war jedes Jahr ein anderer gekommen. Als mein Vater anfang, sagten die Wolkenberger zu ihm: »Du hältst auch nicht lange durch.« Doch er war bis 1975 Bürgermeister und wurde danach Leiter der Volkssolidarität Spremberg.

Wolkenberg liegt am Rande der Steinitzer Alpen, unweit von Spremberg. Mein Vater war Genosse, also Mitglied der SED, ich hingegen nie. Als Nichtgenosse gründete ich in Wolkenberg einen Jugendklub. Wir richteten uns super ein und ich lernte eine Menge. Als DJ – die DDR-Bezeichnung war Schallplattenunterhalter – wurden mein Kompagnon und ich sogar mit der Medaille »Verdientes Volkskunstkollektiv der DDR« ausgezeichnet, weil ich das Publikum durch mein umfangreiches Programm in positive Stimmung brachte. Das lag nicht etwa daran, dass ich gut singen konnte, sondern war wohl eher der Programmgestaltung geschuldet. Während wir durch Kulturkabinette auf Kreis- und Bezirksebene an verschiedenen Orten als DJ qualifiziert und alle zwei Jahre durch eine Fachjury mittels Prüfung eingestuft, also getestet wurden, stellte ich fest, dass ich sogar schauspielern kann. Schauspielunterricht war bei alledem also auch dabei.

Statt ein rotes Einstufungsprogramm abzuspulen, erarbeitete ich meine eigene Show. Vielleicht erinnert sich von den älteren Sprembergern noch jemand an mein Programm »Disco-Rallye«. Zu meinen Gags zählte unter anderem der »Winterschläfer«, eine Weihnachtsshow mit mir als Weihnachtsmann plus Tombola unter dem Motto »Was schiebst du X zum Nikolaustag am

liebsten in die Schuhe?« Außerdem vollführte ich mit meinem Diskopartner beim »Tanz der Schwäne« einen Rollschuhtanz als Oma und Opa inklusive akrobatischer Sturzeinlagen, erarbeitete eine Live-Parodie zu Frank Zanders Hits »Ur-Ur-Enkel von Frankenstein« und »Ich muss doch nach Hause« und entwickelte die Showparodie »Sexula« im sechsten Monat jeden Jahres.

Im Jahre 1991 kamen die Zwangsumsiedlungen wegen der Braunkohle. Bei uns Wolkenbergern lief das jedoch anders ab als bei den Orten vor uns. Die Buckschen und die Leute aus dem Raum Stradow wurden enteignet, wir hingegen in Schulden getrieben. Die anderen Zwangsumsiedler konnten von einem Verwehrkonto jährlich nur 2 000 Mark der DDR ihrer Entschädigungssumme abheben, wir Wolkenberger aber hatten aufgrund eines

Im Jahre 1991 ereilte uns die Zwangsumsiedlung wegen der Braunkohle. Wir wurden in die Schulden getrieben und betrogen.

Ministerratsbeschlusses von 1987 das Recht, uns ein »Plattenbaueigenheim mit staatlicher Baukapazität« errichten zu lassen. Der Betrug bestand darin, dass die Aufbausumme 150 000 Mark der DDR betrug, die Entschädigungssumme aber viel niedriger ausfiel. Das angebotene Nebengebäude samt Garten mit Bepflanzung mussten wir ungerechterweise privat bezahlen.

Da das niemand von uns konnte, wurden 13 bauwillige Wolkenberger durch Bankkredite in Schulden getrieben. Deshalb haben alle bis heute kein solches Grundstück, wie sie es durch die Zwangsumsiedlung hatten aufgeben müssen. Etliche hatten vorher in der Braunkohleregion einen Drei- oder Vierseitenbauernhof besessen und wohnten jetzt »nur« in einem Haus.

Als der Tagebau Welzow-Süd den Ort Kausche wegnahm, wurden die Leute endlich sozial umgesiedelt. Nach der Wende bekamen Zwangsumsiedler eine so gute Entschädigung, dass sie sich ein gleichwertiges Zuhause neu errichten lassen konnten. Alle Bewohner aus den Dörfern, die vor uns zwangsumgesiedelt wurden, waren Eigentümer. Die Kauscher und Haidemühler hingegen waren zu über 80 Prozent Mieter. Das waren sogenannte Industriegemeinden, was offenbar viele aus der Stadtverordnetenversammlung nicht wissen oder wissen wollen.

Kurios war, dass wir Wolkenberger einen Plattenbau als Eigenheim bekamen, also tatsächlich Eigenheimbauer mit staatlicher Baukapazität waren. Es handelte sich dabei um einen Industrieplattenbau, der für bis zu fünf Personen ausgelegt und schlüsselfertig an zwölf Wolkenberger Familien übergeben wurde. Mir gelang es als einzigem, nur den Rohbau staatlich errichten zu lassen und 70 Prozent der Innenbauarbeiten in Eigenregie zu erledigen.

Ich nannte das Ganze damals »Honeckers letzte Rache«, weil das Gebäude eine Fehlkonstruktion war. Auf dem Papier waren die Standards besser als

im Westen, aber eben nur auf dem Papier. Mein Haus ist zwar zu 30 Prozent ein DDR- Plattenbau, durch mein bauliches Eingreifen aber nun ein Wohn- und Geschäftshaus mit niedrigem Energieverbrauch und modernstem Innenausbau.

Ich selbst bin zwar nur Elektromeister, aber ich beschäftigte mich autodidaktisch mit allen erdenklichen Energiearten. Einst arbeitete ich in der Elektroabteilung der Kokerei, zum Schluss war ich einer von drei Meistern. Im Grunde hatte ich schon in der Kokerei mit Energie zu tun. 1992 wurde ich gekündigt.

Die Kokerei wurde nach der Wende als Erstes abgebaut. Der neue Geschäftsführer aus dem Westen sagte 1992: »Aus Braunkohle Koks zu machen, ist ökonomischer Unsinn.« Damit hatte der Mann recht, aber die Leute aus



der Kokerei glaubten und begriffen das nicht. Seit der Wende versuche ich, in der Region zu beweisen, dass es auch ohne Braunkohleraubbau geht.

Hier in der Siedlung gründete ich die Wolkenberger Interessengemeinschaft und ging gegen unsere Fehlumsiedlung vor. Deren Hauptverursacher war die DDR, doch die existierte nicht mehr. So wandte ich mich mit der Interessengemeinschaft erst an die LAUBAG, dann an die ESPAG, wie sich das Unternehmen inzwischen nannte. 1995 stattete ich deren Rechtsabteilung einen Besuch ab und nahm einen unabhängigen Zeugen mit. Die von der Braunkohle schlugen mir tatsächlich vor, mich wieder einzustellen, damit ich aufhöre, gegen die Zwangsumsiedlung vorzugehen. Das schafften sie zwar nicht, doch deren Rechtsabteilung versuchte es sehr geschickt. Damit jedoch wuchs mein Wille noch mehr, mich vom Braunkohleraubbau zu trennen, und ich sagte mir: Die Spielereien hier machst du nicht mehr mit. Ich ließ mich nicht bestechen.

Als ich 1992 gekündigt wurde, ging ich zunächst in einen anderen Betrieb und hatte vor, mein Haus fertigzubauen. Nach drei Jahren aber merkte ich: Mit dem Geld, das ich als Elektriker verdiene, schaffe ich das nie! Also ging ich freiwillig in die Arbeitslosigkeit und baute meine Selbständigkeit auf.

Aus der DDR-Fehlkonstruktion unseres Plattenbaus machte ich ein Wohn- und Geschäftshaus, Letzteres beherbergt seit 1996 eine Pension. Zunächst meldete ich das Nebengewerbe Zimmervermietung bis acht Betten

Ich arbeitete als Elektromeister in der Kokerei, bis ich 1992 gekündigt wurde. Seitdem versuche ich, in der Region zu beweisen, dass es auch ohne Braunkohleabbau geht.

an. In einem Anbau des Wohnhauses brachte ich ein Schwimmbad unter, das kein Geld kostet, sondern welches einbringt! Auf dem Schwimmbaddach befinden sich überdimensionierte Solarwärmekollektoren, die im Herbst und Frühjahr alles heizen und im Sommer Überschusswärme ins abgedeckte Schwimmbad und den darunter befindlichen Wärmelangzeitspeicher einlagern. Im Winter nutzt eine effiziente Wärmepumpe diese Sommerwärme zur billigen Wärmegewinnung. Deshalb nenne ich den großen Anbau auch gern meine »Sonnenwärmeverwertungszentrale«. Mit ihr schiebe ich einen Teil Sommerwärme in den Winter. Heute konnte ich sehr viel Sonnenwärme für den Winter speichern, weil meine Pension nicht ausgebucht ist. Das Ganze funktioniert mittels eines von mir entwickelten elektronischen Wärmemanagements.

Bereits damals praktizierte ich die Energiewende, von der heute so groß die Rede ist. Um meine Qualifizierung musste ich mich dabei selbst kümmern. Ich hatte ja nur einen Industriemeister, damit wäre ich nie in die Handwerksrolle aufgenommen worden. 1999 erschien in der Lausitzer Rundschau ein

Zeitungsartikel, in dem es hieß: »Ingenieure aus dem Industriepark Schwarze Pumpe müssen sich selbstständig machen, weil sie nicht mehr gebraucht werden.« Da hierzu Fördermittel aus dem Europäischen Sozialfonds eingesetzt wurden, mussten vom Bildungsträger im Cottbus Technologie- und Entwicklungs-Zentrum (CoTEC) auch andere Arbeitslose gefunden werden. Darauf nahm ich Bezug, als ich im CoTEC anrief, und konnte mich qualifizieren. 2001 durfte ich aufgrund neuer EU-Regelungen als Elektrotechniker in die Handwerksrolle A eingetragen werden.

Mit der Pension und meinem Elektrobetrieb habe ich zwei Gewerbebetriebe auf meinem Grundstück, beide arbeiten in Symbiose zusammen. Die Pension erbrachte durch die Gäste Geld von außerhalb der Region, der Handwerksbetrieb konnte für sich Referenzen aufbauen und ermöglichte damit kostengünstige Wertschöpfung als Öko Wellness Pension. Beide funktionierten super, bis 2010 die Wirtschaftskrise kam. Da war nichts mehr los in Spremberg, der Beherbergungsbetrieb lief nicht mehr. Auch als Elektrobetrieb bekam ich kaum Aufträge, weil wir zu viele Handwerksbetriebe in der Region hatten. Ab 2010 verdiente ich kein Geld mehr. Gesundheitlich ging es mir schlecht, ich kam einfach nicht mehr hoch. »Kann es sein, dass ich einen Burnout habe?«, fragte ich nach zwei Jahren meine Hausärztin und sie gab mir Recht. Das Problem ist: Diesen Burnout wirst du nicht mehr los! Ich kann nicht mal mehr einen Schraubenzieher halten, obwohl ich früher alles alleine gebaut habe. Doch mein Kopf funktioniert noch.

Durch den Ukrainekrieg und die von ihm losgetretene Energiekrise wären meine Ideen, die ich bereits vor 30 Jahren hatte, die Rettung. Es ist traurig für mich, dass die Spremberger das nicht merken. Die Bürgermeisterin, die Stadtverordneten – alle politischen Entscheidungsträger lud ich ein. Niemand kam. Der Einzige, der mich anhörte, war Dr. Schulze, der von 2002 bis 2013 Bürgermeister von Spremberg war und selbst aus der Biologie kommt. Ich habe tolle Projekte in petto, eines mit dem Titel »Die Energiewende im Kleinformat«. Alles ist da, ich brauche nur Fördermittel, aber ich kriege keine. Mein Projekt ist auch der Brandenburgischen Technischen Universität bekannt, aber die BTU scheint andere Sorgen zu haben.

Ich bin nicht mehr der Jüngste. Seit zehn Jahren suche ich zwei Betriebsnachfolger. Denken Sie, da findet sich einer? Wir haben nicht nur einen Fachkräftemangel, sondern auch einen Betriebsnachfolgemangel! Ich gehöre zu den geburtenstarken Jahrgängen 1951 bis 1955, einige meiner Unternehmerkollegen in Spremberg haben ihre Betriebe bereits abgemeldet, weil niemand

Ich baute zwei erfolgreiche, symbiotisch zusammenarbeitende Gewerbebetriebe auf, die bis zur Wirtschaftskrise 2010 super funktionierten.

da ist, der sie übernimmt. Was mich betrifft: Meine Betriebe werden erst durch meinen Totenschein abgemeldet.

So gut, wie es mir jetzt geht, ging es mir noch nie, weil mich der Staat in Ruhe lässt. Ich war gerade mal ein Jahr selbstständig, als schon die erste Betriebsprüfung auf mich zukam. Allein in der Aufbauphase meiner Firma

Wir haben nicht nur einen Fachkräftemangel, sondern auch einen Betriebsnachfolgemangel.

wurde ich fünf Mal anonym angezeigt. Alle Anzeigen erwiesen sich als haltlos, weil ich mich immer im gesetzlichen Rahmen bewegte. Denke ich nur daran, was ich vor der Rente für Abgaben zu leisten und Auflagen zu erfüllen hatte, wird mir ganz anders. Die Zwangsabgaben an IHK und Berufsgenossenschaft fallen jetzt

weg und auch geringere Beiträge für Krankenversicherungen und Steuern als wirken entlastend.

Das war und ist mein Schicksal. Ich sage oft: In Spremberg haben viele Entscheidungsträger leider noch immer ein Braunkohlebrikett vor dem Kopf. Nach Ansicht dieser Egoisten kann nur der Braunkohleabbau der Region um Spremberg zu Wohlstand verhelfen – was für ein trauriger Trugschluss! Auf unserer neuen Webseite www.solarmix-insel.de erkläre ich als Bergbaugeschädigter, wie sich jeder veränderungswillige Immobilienbesitzer mit erneuerbaren Energien durch Selbstversorgung vor jeglicher Energiekrise schützen und unabhängig machen kann.

Meine Jahre in Schwarze Pumpe

Der Bereichsleiter F/E des Stammbetriebs arbeitet noch immer in seinem Fach


Günter Scholz
Jahrgang 1938

Als Urgestein der Lausitz verbrachte ich die meiste Zeit meines nun über 60 Jahre andauernden Schaffens in der Region in Schwarze Pumpe, wo ich im April 1962 nach meinem Studium an der TH Magdeburg als 23-jähriger Dipl.-Ing. meine berufliche Laufbahn begann. Im Rahmen eines großen Forschungskomplexes zur Kohledruckvergasung leistete ich hier und an der TU BA Freiberg im Rahmen meiner Dissertation einen konkreten Beitrag zur Lösung eines Kernproblems zur Leistungssteigerung der Kohledruckvergasung (KDV), was mir unter anderem den Nationalpreis 3. Klasse für Wissenschaft und Technik der DDR einbrachte. Das führte dazu, dass ich als NSW-Reisekader und Direktor für Wissenschaft und Technik des Gaskombinats das westliche Ausland mit Vorträgen über die Kohleveredelung der DDR bereisen durfte.


Eine Lizenzvergabe zum Verfahren der Kohledruckvergasung an die japanische Firma Toyo Engineering Corporation erlaubte mir 1982, in diesem Zusammenhang unter anderem in Japan Vorträge zu halten. Die Lizenzvergabe kam im Vorfeld meines Japan-Besuchs auf Grund des in der DDR vorhandenen Know-hows zur Braunkohle- veredelung zustande. Das in Schwarze Pumpe und in Freiberg vorhandene Wissen zur Kohlevergasung war auch nach der Wende hochbegehrt, und das weltweit.

Die in Schwarze Pumpe und Freiberg vollzogenen Entwicklungen zur KDV und Staubdruckvergasung waren unter anderem das Ergebnis der Arbeit des Generaldirektors des Gaskombinats, Dr. Herbert Richter. Sein exzellentes Wissen als promovierter Chemie-Ingenieur sowie sein Talent, Menschen zu be-

Mit meinen Forschungsergebnissen durfte ich das westliche Ausland und Japan mit Vorträgen zur Kohleveredelung bereisen.




Second
Technological Symposia
of the
German Democratic Republic
in the
Republic of the Philippines



HOTEL INTERCONTINENTAL, MANILA
OCTOBER 19 TO 21, 1982

5 Coal high-pressure gasification and lignite high-temperature carbonization as examples for the complex refinement of lignite in the G.D.R.



Dr.-Eng. Günter Scholz
Director for Science
and Technology
VEB Gaskombinat Schwarze
Pumpe

Dr. Scholz learned the trade as a civil engineer for constructional engineering. Presently he is the Director for Science and Technology in the VEB Gaskombinat Schwarze Pumpe. In 1980 he took his doctoral degree in the field of process engineering. 1973 he was awarded the title Honoured Technician of the People. In 1981 – he was holder of the National Prize, 3d grade.

Coal high-pressure gasification and lignite high-temperature carbonization as examples for the complex refinement of lignite in the G.D.R.
The stage of development reached in the coal high-pressure gasification and lignite high-temperature carbonization in the G.D.R. in the last 5 years is documented. Both procedures are developed for refinement of soft, brown coal by large-scale research at a performance level credited internationally. Today it has already become successful to produce manufactured gas more economically than natural gas by the procedure of coal high-pressure gasification.
At the moment the coke made by the lignite high-temperature procedure serves in a large scale as substitute for bituminous coal coke which are used as carbon carrier in the chemical industry and other industries.

zerns die Brikettfabrik Mitte, ist weltweit einmalig. Sie beruht vorrangig auf in der DDR getätigten Entwicklungen der Brikettiertechnik in der ehemaligen Firma ZEMAG Zeitz sowie des damaligen Brennstoffinstituts in Freiberg.¹

Die Wende erlebte ich mit meiner Tätigkeit als Bereichsleiter F/E des Stammbetriebs des Gaskombinats Schwarze Pumpe. Hier war ich mit der Schaffung von Grundlagen für das Mitte der Neunzigerjahre gegründete Sekundärrohstoff-Verwertungszentrum (SVZ) verantwortlich. Das SVZ nutzte die Vergasungsverfahren zur Stoffumwandlung, ist aber heute aufgrund fehlender Wettbewerbsfähigkeit nicht mehr existent. Anfang der Neunzigerjahre war ich mehrere Jahre als Direktor der Brikettfabriken des damaligen Unternehmens ESPAG tätig. Das Gaskombinat Schwarze Pumpe war 1990 ein hochproduktiver und moderner Industriekomplex mit einer weltweiten Ausstrahlung, die sich bis heute erhalten hat.

Die konstruktive Zusammenarbeit mit meinen westdeutschen Berufskollegen nach 1990 bildet für mich nach wie vor ein stabiles Fundament für meine berufliche Praxis. Eine besondere Rolle spielen hierbei meine persönlichen Kontakte zu Fachkollegen der Firma Rheinbraun beziehungsweise RWE in Köln. Sie ebneten mir auch den Weg für meine heutige Tätigkeit, die ich zunächst als Geschäftsführer der IVA GmbH in Schwarze Pumpe beginnen konnte. Die hier gesammelten Erfahrungen halfen mir dabei, trotz meines Alters noch immer berufstätig zu sein. Als Senior-Ingenieur bei der Firma MOVAB - D GmbH in Lauta, einem deutsch-schwedischen Unternehmen, welches ich gemeinsam mit Berufskollegen 2008 gründete, finde ich meine tägliche Beschäftigung.

Die vollzogenen Entwicklungen in Schwarze Pumpe sind vor allem auf den damaligen Generaldirektor Dr. Herbert Richter zurückzuführen.

geistern und zu führen, waren entscheidend für den Erfolg wissenschaftlicher Spitzenleistungen der Kohleveredelung in der DDR. Die besondere Leistung von Dr. Richter blieb mit dem Haus der Berg- und Energiearbeiter (HBE) Hoyerswerda bis heute in den Köpfen vieler Menschen in der Region erhalten. Als Mitglied des Zentralkomitees der SED brachte er es fertig, den Bau des HBE Hoyerswerda über einen trickreichen Parteitagsbeschluss in die Wirklichkeit umzusetzen.

Das gesamte Know-how sowie jenes zur Kohlevergasung befindet sich inzwischen in chinesischer Hand. Die in Schwarze Pumpe noch heute in Betrieb befindliche Technik, zum Beispiel im Bereich Veredelung des LEAG-Kon-

¹ Dr. Herbert Richter nannte in einem Vortrag am 16.5.2013 folgende Eckdaten für die vom Gaskombinat Schwarze Pumpe erbrachten Leistungen im Jahr 1985:
Grundfonds: 5,2 Milliarden Mark der DDR
Warenproduktion: 4,2 Milliarden Mark der DDR
Jährlicher Gewinn: 757 Millionen Mark der DDR
Energetischer Wirkungsgrad: 76,1 % (bei modernen Kraftwerken um die 42 %) 1989 erwirtschaftete das Gaskombinat Schwarze Pumpe einen Gewinn von rund einer Milliarde Mark der DDR. siehe: www.kombinatdirektoren.de, Projekt: Generaldirektoren erzählen, Erzählalon mit Dr. Herbert Richter



Was ich mir für Spremberg wünsche –
Ein Erzählalon über die Zukunft

Einführung

Prof. Dr. Heike Jacobsen

Ich bin an der BTU Cottbus – Senftenberg Professorin für Wirtschaft und Arbeitssoziologie. Wir haben an unserem Lehrstuhl das Projekt »Altersinnovationen« etabliert. Mit diesem Projekt wollen wir die Beziehungen zwischen der Universität, ihren Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen sowie den Bürgern und Bürgerinnen in der Lausitz stärken, was wir mit drei Formaten umsetzen. Das Format, mit dem wir es hier zu tun haben, sind Erzählalons. Diese bieten uns die Gelegenheit, Sie, die Sie hier zusammensitzen, kennenzulernen und etwas von Ihnen zu erfahren. Für Sie selbst ist es, denke ich, ebenfalls interessant zu hören, wie die anderen erlebt haben, was Sie als Bürger und Bürgerinnen von Spremberg/Grodtk besonders seit der Wende erfahren haben. Für uns ist es spannend, welche Ideen Sie haben, wie es in Spremberg/Grodtk weitergehen soll. Ich denke, diese Erzählalons sind eine gute Möglichkeit, ein breites Spektrum der Erfahrungen abzubilden und zu schauen: Was können wir zukünftig daraus machen?

Wir gehen davon aus, dass ältere Menschen, die viel Erfahrung im Erwerbsleben gesammelt haben, über ein großes Wissen und mannigfaltige Kompetenzen verfügen. Durch eine Publikation wie diese wollen wir dazu beitragen, dass sie dieses Wissen, diese Kompetenzen in die Gestaltung der Zukunft unserer Region einbringen. Statt fertige Lösungen anzubieten, versuchen wir hier, die Erfahrung von Älteren zutage zu fördern. Das klingt vielleicht bescheiden, aber Wissenschaftler müssen bescheiden sein – bescheiden genug, um zu sagen: Hier erkenne ich typische Voraussetzungen für die Gestaltung eines gelingenden Strukturwandels. Die hohe Dichte an Älteren beim Erzählalon betrachten wir also nicht als Problem, sondern als Potenzial! Lasst uns nicht immer nur jammern, dass die Jungen weggehen. Denn gerade die Älteren bringen etwas ein, was sonst niemand einbringen kann. In unserem heutigen Erzählalon geht es um einen Ausblick auf die Zukunft. Ich bin gespannt auf das, was Sie zu erzählen haben!

Suche nach dem stillen Örtchen

Ellen Müller | Jg. 1959

Ich hätte zuerst eine Frage an die Vertreter der Stadt: Was denkt die Stadt bezüglich ihrer älteren Bewohner und deren Bedürfnisse? Das Durchschnittsalter in Spremberg liegt bestimmt bei über 40. Ich wohne erst vier, fünf Jahre in der Stadt, aber was ich immer wieder feststelle: Komme ich mit dem Bus oder dem Zug in die Innenstadt und muss unbedingt mal aufs gewisse Örtchen, habe ich in Spremberg kaum eine Möglichkeit dazu. Gerade ältere Menschen haben oft Probleme mit der Notdurft. Es gibt in Spremberg eine einzige öffentliche Toilette im Center und die funktioniert leider auch nicht immer. Ehe ein älterer Mensch vom Busbahnhof bis dorthin gelaufen ist, hat er sich, ob Männlein oder Weiblein, längst in die Hosen gemacht. Solche Dinge müssten in einer Stadt wie Spremberg unbedingt bedacht werden, finde ich. Öffentliche Toiletten sind etwas, was gerade für alte Menschen sehr, sehr wichtig ist.

Prada in Spremberg

Angela Kunze | Jg. 1967

Mittlerweile sind wir in meinem Lederwarengeschäft fast so etwas wie eine öffentliche Toilette. Ich würde dort nie jemanden abweisen, um Gottes Willen, wenn jemand unbedingt auf Toilette muss, dann darf er auf die Personaltoilette gehen. Dieses Problem betrifft nicht nur die Älteren. Das geht der Mutti mit Kleinkind oder anderen Altersgruppen nicht anders.

Ich denke, viele hier kennen mich über die Jahre, nicht nur wegen meines Ladens »Taschentraum«. Ich bin Ur-Sprembergerin, hier geboren, hier geblieben und nach wie vor in Spremberg verliebt. Diese Stadt ist meine Heimat und wird es immer bleiben. Das war auch der Grund, weshalb ich vor fast sieben Jahren das Geschäft übernommen habe. Da hieß es noch Lederwaren Hönsch, wo ich seit 2001 gearbeitet habe.

Wenn du einen Job ewig machst, bekommst du im Laufe der Jahre natürlich einen Bezug zu den Leuten, zu der Ware. Das Geschäft wird ein rundes Ganzes. Genau das liebe ich! Als meine damalige Chefin sagte, sie wolle in ihren wohlverdienten Ruhestand gehen, stand ich vor der Entscheidung: Fahre ich zukünftig nach Guben, Senftenberg oder Cottbus, um zu arbeiten, oder übernehme ich das Geschäft? Ich war 49 Jahre alt und dachte: Tust du dir so was jetzt noch an? Hast du so viel Mut? So tauf frisch bist du schließlich auch

nicht mehr. Zusammen mit meinem Mann saß ich da, wir überlegten hin und her. Irgendwann sagte er zu mir: »Bleib bei deinen Taschen!« Dafür bin ich ihm noch heute dankbar.

Ich liebe es wirklich sehr, in diesem Geschäft zu arbeiten. Auch der Kontakt zu den Menschen ist genau meins! Wir haben inzwischen auch einen Online-Shop, aber den betreut meine Tochter. 1991 geboren, ist sie schon wieder eine ganz andere Generation. Sie liebt ihre Knöpfe, die sie drücken kann, und auch Pakete zu verschicken, ist ihr Ding. Ich dagegen brauche den Kontakt zu den Menschen. Wenn sie in den Laden reinkommen, erfährt man so viele Geschichten, so viel vom Leben! In unserer kleinen Stadt kennt man sich. Kommen bestimmte Kunden rein, sage ich schon: »Ich hab da was reinbekommen, das könnte was für Sie sein!« Oder ich frage gleich mal: »Wie geht's den Enkeln, was machen die Kinder?« Das ist es, was das Ganze für mich so faszinierend macht. Ich übernahm das Geschäft nicht, weil ich sagen wollte: »Seht her, ich bin jetzt selbstständig!« Mein Auto ist bis heute ein kleiner süßer Micra, der Gott sei Dank schon lange abbezahlt ist – auch nicht mehr tauf frisch, aber er fährt!

Ich bin mit Leib und Seele Verkäuferin. Um mich herum habe ich ein tolles Team und ich hoffe, dass ich das Geschäft halten kann. Die jetzige Situation macht uns allen zu schaffen, ob ältere oder jüngere Leute. Ich habe nicht die höchsten Heizkosten, weil ich der Meinung bin: Wenn die Leute mit einer dicken Jacke zu mir reinkommen, kann ich nicht 25 Grad im Laden haben,

Ich brauche den Kontakt zu Menschen. Wenn sie ins Geschäft kommen, erfährt man so viele Geschichten und so viel vom Leben.



da rennen die rückwärts wieder raus. Aber auch bei mir steigen die Kosten. Wir haben außerdem mit Lieferengpässen und steigenden Warenpreisen zu kämpfen. Zudem geht die Kaufkraft der Menschen zurück. Jeder muss seine Miete zahlen, dazu steigende Heiz- und generell Energiekosten. Frieren will keiner zu Hause. Wer ein Stückchen weiter draußen wohnt, muss in die Stadt fahren zum Einkaufen, das kostet Treibstoff, der ebenfalls immer teurer wird. Überall steigen die Preise, auch bei mir im Geschäft. Und dabei geht es nicht um Prada-Handtaschen. Wer hat noch Geld übrig für eine schöne Ledertasche oder den wirklich zweckmäßigen Schulrucksack fürs Kind, der aber ebenfalls entsprechend mehr kostet als ein einfacher Rucksack? Schulkinder haben tagtäglich einen Haufen Bücher und Hefte zu schleppen, also ist es wichtig, in etwas Vernünftiges zu investieren. Die Preise sind natürlich entsprechend.

Da geht es anderen Branchen nicht anders. Denke ich nur an preisintensive, gute Unterwäsche, einen schönen Anorak oder Mantel, der einen auch wirklich wärmt! Wie viele Menschen werden dieses Jahr noch eine Reise buchen? Viele warten sicher erst mal ab: Was habe ich nächstes Jahr noch übrig? Wir haben ein Haus und ich bekam gerade innerhalb von vier Monaten die dritte Erhöhung der Heizkosten. Wir heizen mit Gas, die Gasheizung ist acht Jahre alt. Gott sei Dank haben wir im Wohnzimmer einen Kamin. Wenn gar nichts mehr geht, versammeln wir uns davor.

Was mich bei alledem so traurig und auch wütend macht: Wir haben das Ganze nicht verbockt! Das lass ich hier mal so im Raum stehen. Menschen, für die es Sozialleistungen gibt, werden da denke ich noch eher abgefangen. Die mit sehr hohen Einkommen sind ohnehin erst mal fein raus, aber der Mittelstand und damit jeder, der ein mittleres Einkommen hat, blutet gerade aus.

Sorge um unser Krankenhaus

Cindy Petsch | Jg. 1978

Ich leite hier in Spremberg die Kreisvolkshochschule des Landkreises Spree-Neiße. Zwischendurch studierte ich zwar in Berlin, bin aber dennoch ein echtes Spremberger Kind: hier geboren, zur Schule gegangen und eine Lehre abgeschlossen und nach dem Studium wieder hierher zurückgekehrt.

Es freut mich, wenn ich in meinem Beruf etwas für die Bewohner der Stadt tun kann. Zu uns in die Volkshochschule kommt die gesamte Bandbreite an Menschen verschiedenen Alters. Unsere Gesundheitskurse besuchen viele ältere Teilnehmer, die Sprachkurse sind auch für Berufstätige interessant. Die

derzeitige Preisexplosion ist ein großes Thema, das bekomme ich gerade von allen Seiten zu hören. Nichtsdestotrotz versuche ich, den Leuten zu helfen. Einfach nur zuzuhören, ist manchmal auch ein bisschen Hilfe. Die Unruhe in der Bevölkerung nimmt zu, das höre ich auch von meinen Teilnehmern. Erst letzten Montag fand in Spremberg eine Demonstration zum Thema hohe Energiekosten statt.

Unweit der Kreisvolkshochschule befindet sich die Tafel des Albert-Schweitzer-Familienwerks. Jeden Tag sehe ich die Zahl der Bedürftigen ansteigen, die Schlange wird immer länger. Immer mehr Menschen sind darauf angewiesen, sich bei der Tafel kostenlose Lebensmittel abzuholen. Erst heute stand in der Zeitung, dass sie im Winter mit noch mehr Bedürftigen rechnen. Alles wird teurer. Auch die Kreisvolkshochschule muss bald ihre Teilnahmegebühren erhöhen. Problematisch wird es, wenn die Leute entscheiden müssen, ob sie ihr Geld für die warme Wohnstube oder für Kultur, Bildung oder Essengehen ausgeben. Hierbei wird wahrscheinlich als Erstes gespart.

Mich selbst beschäftigt im Moment am meisten, dass unser Spremberger Krankenhaus in eine Schieflage geraten ist. In der letzten Woche sammelte ich in unseren Kursen Unterschriften für den Erhalt unseres Krankenhauses im Rahmen einer großen Petition zum Erhalt kleinerer Krankenhäuser im gesamten Land Brandenburg. Vor fünf Jahren noch galt das Spremberger Krankenhaus als eines der besten drei in ganz Deutschland. Betrieben wird es von

Mich beschäftigt im Moment besonders, dass unser Spremberger Krankenhaus aufgrund fehlender Einnahmen während Corona in Schieflage geriet.



einer Gesellschaft, bei der die Mitarbeiter 51 Prozent der Anteile besitzen und vieles mitbestimmen können. Das war eigentlich eine gute Sache! Weil wegen Corona Stationen geschlossen und wichtige Operationen abgesagt werden mussten, fehlt dem Krankenhaus nun das Geld und sie gehen in eine Planinsolvenz.

Gestern unterhielt ich mich mit jemandem, dessen Frau dort beschäftigt ist. Die Mitarbeiter erhielten ihr Gehalt jetzt erst mal über das Arbeitsamt, aber die Zuschläge fehlen noch. Geplant ist der Ausbau der Psychiatrie und die Ausweitung der Ambulantisierung, das heißt, nach einer Operation folgt nur noch eine kurze Verweildauer im Krankenhaus, um die Kosten zu reduzieren. Stattdessen werden die Patienten nach Hause geschickt. Das kann doch nicht die Lösung sein! Wenn das Krankenhaus nun auch noch schließt, wird es schwierig, es später wieder zu aktivieren. Wir haben einen großen Industriestandort in Schwarze Pumpe und wollen junge Familien zurückgewinnen! Ohne die entsprechende ärztliche Versorgung in der Stadt wird das nicht einfach.

Das sind meine Kollegen

Petra Koark | Jahrgang 1953

Dass das Krankenhaus, in dem ich 40 Jahre gearbeitet habe, vor dem Konkurs steht, beschäftigt mich sehr. Ich war dort zu DDR-Zeiten unter schweren Bedingungen tätig und erlebte nach Wende und Umbau auch das Schöne mit: Man musste die Schieber, Enten und all das nicht mehr mit der Hand abwischen, sondern hatte dafür nun einen Automaten. Dass ich bei einer Körpergröße von 1,80 Metern die Patienten nicht mehr von unten hochzuheben brauchte, sondern einfach das Bett nach oben fahren konnte, um die Leute zu waschen und zu versorgen, war sehr hilfreich. Die modernere Technik erleichterte die Arbeit ungemein.

Vor 25 Jahren kämpften wir das erste Mal um unser Krankenhaus, zehn Jahre später das zweite Mal. 1997 stand das Krankenhaus vor dem Verkauf. Um das zu verhindern, wurde der gemeinnützige Förderverein Krankenhaus Spremberg e. V. gegründet. Die Mitarbeiter kauften ihr Krankenhaus – eine einmalige Aktion in Deutschland. Fortan war es zu 51 Prozent in ihren Händen, zu 49 Prozent gehörte es der Stadt. Die Spremberger Bürger unterstützten uns immer, sie gingen auf die Straße, veranstalteten große Demos für ihr Krankenhaus.

Seit dem 19. September 1997 bin ich Mitglied des Fördervereins, ich gehörte zu seinen 14 Gründern und bin das sechste Mitglied überhaupt. Bis ich

das Krankenhaus aus gesundheitlichen Gründen verließ, wirkte ich ehrenamtlich im Vorstand des Fördervereins mit.

Als wir anfangen, um das Krankenhaus zu kämpfen, wollten sie uns nur eine Innere Station lassen, der Rest sollte Psychiatrie werden. Bestimmte Untersuchungen wie zum Beispiel eine simple Magen- oder Darmspiegelung kann man jedoch nur machen, wenn man im Hintergrund einen Chirurgen hat, denn es kann dabei immer etwas passieren. Ehe man den Patienten die 25 Kilometer bis Cottbus gebracht hat, ist er verblutet. Als unser Chirurg im Urlaub war, mussten wir unseren Patienten zur Blinddarm-OP nach Cottbus schaffen. Bestimmte Behandlungen können eben nur gemacht werden, wenn genug Fachleute vor Ort sind. Gynäkologie, Geburtshilfe und Chirurgie gehörten schon zu DDR-Zeiten zu unserem damaligen Kreis-krankenhaus.

Das Spektrum der Klinik jetzt nur noch auf ambulante Operationen zu beschränken, wäre ein totaler Einbruch. Besonders alte Leute haben oft mehrere Erkrankungen zugleich und wollen meist nicht nach Cottbus in diesen Riesenklopper von Klinikkomplex, wo man nichts findet. Das bedrückt mich, denn auch ich werde älter und brauche irgendwann mal einen Doktor. Ich war vom Cottbusser Krankenhaus noch nie begeistert, tut mir leid. Ich lag dort auf Station und hatte – von der Arbeit der Schwestern abgesehen – immer das Gefühl: Es geht nur ums Geld, nichts weiter.

Das Problem ist, dass heute alle Krankenhäuser aus Kostengründen dazu gezwungen sind, die Patienten nach einer OP schnellstens wieder zu entlassen. Nach einem Schlaganfall sind viele Patienten nach 14 Tagen jedoch noch nicht wieder auf den Beinen. Diese dann nach Hause zu schicken oder in ein Pflegeheim abzuschicken, ist einfach furchtbar. Manche brauchen eben ihre vier Wochen, bis sie wieder beieinander sind.

All diese Vorgaben kommen von Leuten, die niemals mit Patienten gearbeitet haben. Die Kliniken müssen alles zigfach abrechnen und begründen, damit sie einen Patienten ein paar Tage länger behalten können. Ich habe es selbst erlebt: Drei Tage nach einer Knie-Operation sollte ich entlassen werden, das war aber undenkbar. Dann ging die Schreiberei los, damit ich länger bleiben durfte und das Krankenhaus die finanziellen Mittel bekam. Die Kliniken können nichts dafür, sie sind ja wirklich auf das Geld angewiesen! Fallpauschale bedeutet Abrechnung, ohne den Patienten gesehen zu haben. Grunderkrankungen bleiben Problem des Einzelnen.

Das Kollegium kaufte knapp über die Hälfte des Krankenhauses, damit es erhalten werden kann und die Mitarbeiter Mitspracherecht haben. Das ist einmalig in Deutschland.

Genauso sieht es bei den Ärzten aus. Früher hatte der Arzt gern mal eine Viertelstunde Zeit für den Patienten. Diese Zeit hat er heute gar nicht mehr, denn anschließend muss er noch unzählige Seiten ausfüllen, um die Behandlung zu dokumentieren. Auch das wurde von oben so beschlossen, auch hier von Leuten, die keine Ahnung von der Praxis haben. Diese Entscheider müssen jedes Jahr ein Vierteljahr in die Praxis gehen, um überhaupt zu sehen, was die Menschen da draußen umtreibt. Erst dann lassen sich Regelwerke aufstellen, die zur Realität passen.

Als wir nun auf der Versammlung hier im Kino von der drohenden Schließung unseres Krankenhauses erfuhren, war das für mich wie ein Schlag vor den Kopf. Ich bin noch immer Mitglied des Fördervereins und trete dort auch nicht aus. Auf der Versammlung sah ich Krankenhausmitarbeiter weinen, weil sie Angst um ihre Existenz hatten. Das waren Kollegen von mir. Das Ganze ist für auch für mich Optimisten gerade sehr schwierig.

Vor ein paar Tagen hatten wir eine Veranstaltung auf dem Markt, auf der Elke Franke, Abgeordnete unserer Stadt, über das Krankenhaus sprach. Sie rief die Bürger auf, am Abend des 27. September eine Menschenkette um ihr Krankenhaus zu bilden, um es erneut zu beschützen. Es kamen 1.300 Leute, trotz Regen! Sie standen nebeneinander, Schulter an Schulter. Außerdem war der Krankentransport mit sämtlichen Fahrzeugen vor Ort und die Feuerwehr stand mit allen Feuerwehrleuten, Einsatzwagen und Blaulicht vor ihrem Gebäude, das dem Krankenhauskomplex gegenüberliegt. Die Unterstützung war grandios. Ob unser Krankenhaus bestehen bleibt, ist noch offen.

Raum und Mobilität

Michael Apel | Jahrgang 1962

Ich bin in Cottbus geboren und aufgewachsen, war überall und nirgends unterwegs und kam Anfang 2020 eher zufällig nach Spremberg. Seither leite ich die Spremberger Kino- und Kultur GmbH. Ich wünsche Spremberg für die Zukunft, dass es eine Stadt ist, die auf die Bedürfnisse und Wünsche ihrer Bürgerinnen und Bürger Rücksicht nimmt. Ich meine damit die kleinen Bedürfnisse, die eigentlich große sind, genau wie die kleinen und großen Wünsche. Mit den fehlenden öffentlichen Toiletten wurde zu Beginn des Erzählalons ein existenzielles Problem angesprochen. Ich wünsche mir, dass die Stadt- und Strukturplaner zukünftig daran denken, um dem Missstand entgegenzuwirken. Bei uns im Kino darf jeder die Toilette benutzen, egal, ob es sich um einen Kinogast handelt oder nicht. Weil wir mittlerweile auch die Tourist

Information übernommen haben, bin ich involviert in die Planung des Bürgerhauses. »In der unteren Etage sollten Sie so viele frei zugängliche Toiletten schaffen wie möglich!«, mahnte ich an. Auch Wickelmöglichkeiten für junge Familien müssen her. Hier gibt es eine Menge Handlungsbedarf.

»Warum brauchen wir in Spremberg eigentlich eine Tourist Information?«, werde ich manchmal gefragt. »Wir haben doch gar nicht so viele Touristen.« Dann antworte ich: »Eigentlich ist sie nicht nur für die Touristen da, sondern auch für die Bürgerinnen und Bürger Sprembergs!« Zu uns kommen Menschen, die sich den Wochenkurier oder den Märkischen Boten holen wollen, weil der nicht mehr in ihrem Briefkasten landet. Andere sagen: »Ich hätte gern den Fahrplan der Strecke so und so. Der ist neu, den gibt es nur im Internet. Ich habe aber kein Internet.« Dann drucken die Kollegen den Fahrplan vor Ort aus. Wieder ein anderer braucht eine Unterkunft für die Verwandtschaft oder wüsste gern, welche Konzerte oder Theateraufführungen anstehen.

Es gibt viele kleine alltägliche Dinge, die Behörden und auch Firmen links liegenlassen. Das sind Unternehmen, deren Service diesen Namen nicht verdient, weil sie die Probleme der Bürgerinnen und Bürger nicht interessieren. Was in irgendwelchen kommunalpolitischen Regelwerken aus den Achtzigerjahren von Freiwilligenleistung und Pflichtaufgaben steht, bring uns nicht weiter. Ich hoffe, dass die zukünftigen Generationen begreifen, dass wir uns loslösen müssen von dieser Denke und stattdessen gucken: Welche Probleme haben die Bürgerinnen und Bürger jetzt und wo wollen wir als Stadt hin? Ich wünsche mir, dass wir genau darüber reden und vor allem danach handeln.

Ich erachte die sogenannten weichen Standortfaktoren wie die Kultur als sehr wichtig. Dazu gehören für mich auch die Möglichkeiten für einen Einkaufsbummel, einen Gastronomiebesuch oder offene Veranstaltungsorte. Die Frage ist doch: Wo kann ich mich überhaupt mit jemandem treffen? Warum sitzen wir für diesen Erzählalon in einem unattraktiven Raum, der nicht beheizt ist? Weil es keine anderen Räume mehr gibt in dieser Stadt, weil man sie nach und nach abgeschafft hat. Wohnungen oder Büros wurden daraus! Doch warum ist das so? Wir brauchen stattdessen Räume und Möglichkeiten, um zu kommunizieren, einander auszutauschen, in Kontakt zu bleiben. Ich hoffe, dass die Menschen, die politisch aktiv sind, das als eine ihrer wichtigsten Aufgaben ansehen.

Mobilität im ländlichen Raum ist ein weiteres Thema. Ich denke dabei an Menschen, die in Terpe wohnen und gerne mal ins Kino gehen würden,

Wir brauchen Räume und Möglichkeiten, um zu kommunizieren, uns miteinander auszutauschen und in Kontakt zu bleiben. Wir müssen dringend darüber reden, was die Bürger wünschen, und vor allem danach handeln.



oder an Kinder aus Hornow-Vorwerk, die mit dem Bus zur Schule auf den Kollerberg kommen wollen. Doch das funktioniert alles nicht und das ist inakzeptabel! Ich wünsche mir, dass die nachfolgenden Generationen diese Probleme lösen und auch die ökonomischen Möglichkeiten dazu haben. Dass sie von uns keinen Wust aus Schulden, vergammelter Infrastruktur und vernachlässigten Gebäuden hinterlassen bekommen, sodass sie im Grunde nur mit Aufräumen beschäftigt sind und lediglich das Nötigste anschieben können.

Das wünsche ich mir für die Stadt, denn sie ist schön und bietet wunderbare Möglichkeiten. Durch die Straßen zu bummeln, einkaufen zu gehen, zu schauen, zu schwatzen, ein Kaffchen zu trinken oder abends in eine Kneipe oder ins Kino zu gehen, einen Theater- oder Kabarettbesuch zu erleben oder sich auf der Freilichtbühne an einem Konzert zu erfreuen – das wäre doch traumhaft! Gelingt das, hat Spremberg eine sehr schöne Zukunft.

Wir dürfen die Jugend nicht vergessen

Ellen Müller | Jg. 1959

Es geht in diesem Erzählsalon nicht nur um uns Alte, die Jugend ist auch wichtig. Gibt es in Spremberg eigentlich einen Jugendklub? Auch Herr Apel wird ja sehen, was manchmal unten auf dem Parkplatz los ist: Da treffen sich die Jugendlichen abends und an den Wochenenden mit ihren Mopeds und Mo-

torrädern und fahren gemeinsam durch die Stadt. In den Nächten herrscht stellenweise ein Krawall, der einen aus dem Schlaf reißt.

In der Innenstadt gibt es, soweit ich weiß, keinen Jugendklub, nur draußen in Trattendorf. Die jungen Leute werden geradezu weggeschickt! Diese Problematik geht auch die Stadt an, nicht bloß irgendeinen Verein, zu dem die Jugendlichen gehen. Wo soll der denn das Geld hernehmen? Der Verein übernimmt durch seine Struktur Jugendarbeit und bietet einen Ort, um sich zu treffen, gemeinsam Sport zu treiben oder kreativ zu sein. Er kann ein Ankerpunkt sein, doch das entbindet die Stadt nicht davon, selbst aktiv zu sein und auch die Interessen der Jugendlichen in den Blick zu nehmen.

Ich arbeitete mal ein Jahr lang als ABM in einem Jugendklub in Döbern, daher weiß ich, wie sehr so ein Ort gebraucht wird. Als ich anfing, schauten dort am Tag acht bis zehn Jugendliche vorbei. Zuletzt kamen jedes Wochenende um die 40 junge Leute in den Klub, die sich somit nicht auf der Straße herumtrieben und Krach schlugen. Wenn sie verschiedene Ecken haben, an denen sie sich treffen können, funktioniert das. Das nutzt auch den anderen Bewohnern der Stadt. Doch so etwas fehlt hier in Spremberg! Spremberg wollte eine große Stadt werden, beispielsweise die Landesgartenschau ausrichten, aber uns fehlen hier die Grundvoraussetzungen dafür! So schön die Stadt aussehen mag – die innere Struktur ist nicht gegeben. Entwicklungen werden dadurch ausgebremst.

Gleichstellung spielt überall eine Rolle

Aline Erdmann | Jg. 1979

An der Stelle möchte ich gern etwas sagen. Ich bin seit 1. April 2021 Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Spremberg/Grodtk. Hier wurde ja mehrmals die Stadt angesprochen, zuerst das Thema öffentliche Toiletten. Es gibt, soweit ich weiß, am Bahnhof ein öffentliches WC sowie eins im City-Center. Ich hörte auch schon, dass die manchmal geschlossen sind. Wenn ich am Bahnhof oder im City-Center war, hatten sie geöffnet. Am Mehrgenerationenspielplatz soll jetzt eine weitere WC-Anlage entstehen. Nichtsdestotrotz besteht der Bedarf für mehr Anlagen natürlich weiter.

Zum Thema Jugendklubs: Ich weiß von drei Einrichtungen in Ortsteilen von Spremberg, sie werden von der Stadt finanziell unterstützt. Aber auch hier könnten es gern noch ein paar mehr sein. Im Stadtzentrum gibt es einen Klub, der allerdings nur von Montag bis Freitag geöffnet ist. Die Jugendlichen wünschen sich Öffnungszeiten am Abend und am Wochenende.

Zum Thema Räume: Hätten wir gewusst, dass es heute so kühl ist, hätten wir für den Erzählsalon eine andere Variante favorisiert, uns hätten zwei Alternativen zur Verfügung gestanden. Aber ich sehe das Thema auch: Große Räume sind bei uns in Spremberg/Grodtk leider Mangelware.

Das angesprochene Thema Dienstleistung erlebe ich in unserem Rathaus sehr unterschiedlich. Rathaus heißt ja auch: Hier hole ich mir Rat! So zumindest ist mein Verständnis. Ich komme aus der Dienstleistungsbranche. Von daher ist es für mich selbstverständlich: Wenn jemand mit einem Anliegen zu mir kommt, kümmere ich mich darum. So helfe ich zum Beispiel bei der Suche nach einem Briefkasten für eine wohnungslose Person, berate hinsichtlich Gewalt in der Pflege in der Nachbarschaft, vermittele bei Konflikten zwischen der Bürgerschaft und Abteilungen der Verwaltung oder erfülle die Funktion eines Lotsen bei Fragen, an wen man sich in einer bestimmten Situation wenden kann.

Was meine eigentliche Arbeit angeht, muss ich sagen: Es ist eine Herausforderung, als Gleichstellungsbeauftragte mit vielen weiteren Aufgaben (Mehrfachbeauftragung) tätig zu sein. Artikel 3 des Grundgesetzes sagt: Frauen und Männer sind gleichberechtigt. Ab einer bestimmten Bevölkerungsmenge in einer Stadt oder einer Kommune ist es gesetzlich vorgegeben, dass sich eine hauptamtliche Gleichstellungsbeauftragte um die Bereiche Beruf, Bildung, Familie, öffentliches Leben und soziale Sicherheit kümmert.

Zu DDR-Zeiten war die Frau scheinbar gleichberechtigt, weil sie arbeitete wie der Mann. Wenn ich das aber im Nachhinein reflektiere, haben viele Frauen auch damals schon mehr unbezahlte Care-Arbeit geleistet als der Mann. Ich war zehn Jahre alt, als die Wende kam, und ich weiß, dass meine Mama neben ihrer Berufstätigkeit in Vollzeit eine Menge zu tun hatte mit uns Kindern, ihrer Arbeit, dem Haushalt und dem ganzen Drumherum. Die althergebrachten Rollenbilder, nach denen das »normal« ist, waren und sind, glaube ich, in vielen Köpfen noch immer sehr prägnant. Ich wünsche mir, dass hier noch mehr Offenheit herrscht! Es sollte nicht ungewöhnlich sein, wenn der Mann Elternzeit nimmt, in Teilzeit arbeitet oder den Haushalt schmeißt. Ich wünsche mir, dass unterschiedliche Lebensentwürfe akzeptiert und toleriert werden.

Der Strukturwandel – weg von der Kohleverstromung und hin zur Energiewende – ist in aller Munde. Die Lausitzer Gleichstellungsbeauftragten taten sich zum Bündnis zusammen und regten an, die Strukturwandelmittel geschlechtergerecht aufzuteilen. Das ist ein Thema, weil Frauen in den Gre-

mien nicht genug vertreten sind, überhaupt in der Politik zu wenig vorkommen. Die Gremien sind noch immer sehr männerdominiert. Wir möchten, dass Frauen mehr beteiligt werden, weil sie einen anderen Blick auf die Dinge mitbringen. Es geht darum, dass wir gut zusammenarbeiten und die Mittel, die für den Strukturwandel zur Verfügung stehen, gerecht verteilen. Das wollen wir anregen und anschieben. Das dazugehörige Positionspapier wurde in 2021 verabschiedet und kann im Netz auf FwieKraft.de gelesen werden.

Die Rolle und die Aufgaben der kommunalen Gleichstellungsbeauftragten haben sich gegenüber den Anfängen deutlich verändert. Verstärkt müssen sie neue, komplexe inhaltliche Prozesse erfassen und den Wandel der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung vor Ort begleiten. Im Rathaus wünsche ich mir, dass man die Expertise der Gleichstellungsbeauftragten frühzeitig mit einbezieht. Dass man uns fragt, beteiligt und wir gemeinsam nach Möglichkeiten suchen, sollte selbstverständlich sein.

Damit genug von meiner Arbeit. Das hier im Erzählsalon angesprochene Thema Öffentlicher Nahverkehr begegnete mir auch schon häufiger. Hierzu sind wir mit Sebastian Kron in Kontakt, der auch im Bereich Bürgermeisterin arbeitet und mich im Projekt »Kommunen innovativ – Altersinnovationen« als Sozialarbeiter unterstützt. Es gibt hier in Spremberg/Grodtk ja bereits den Rufbus, doch sind wir bis jetzt noch nicht so richtig dahintergestiegen, wie das System funktioniert...

Gremien sind noch immer sehr männerdominiert. Frauen müssen mehr beteiligt werden, da sie einen anderen Blick auf die Dinge mitbringen.

Zu DDR-Zeiten war die Frau scheinbar gleichberechtigt, weil sie arbeitete wie der Mann.

Der Rufbus ist eine Katastrophe

Sylke Laubenstein-Polenz | Jg. 1966

Ich kann Ihnen aus eigener Erfahrung berichten: Das mit dem Rufbus ist furchtbar! Meine Mutti wohnt in Kochsdorf und hat das mal getestet. Ab Stieglitzweg sollte man den Rufbus nehmen. Den hatte sie zwar telefonisch bestellt, aber er kam nicht. Als sie sich darüber beschweren wollte, war ein Mann aus München am Apparat. Der konnte ihr auch nicht weiterhelfen. Ich denke: Man sollte prüfen, ob es in Deutschland Modelle gibt, wie man selbst organisieren kann, dass Rentner leichter irgendwo hinkommen. Dieser Rufbus ist jedenfalls eine Katastrophe. Meine Mutti würde es nie wieder probieren!

Wie die Kuh vorm neuen Tor

Ellen Müller | Jg. 1959

Seit der Übernahme des Spree-Neiße-Verkehrs durch die Deutsche Bahn hat sich hier vieles verschlechtert. Da fing auch das mit den Rufbussen an. Vorher hatte man die Möglichkeit, auch am Wochenende mit dem normalen Bus irgendwohin zu kommen. Inzwischen sieht es anders aus. Will ich zum Beispiel Richtung Elsterheide fahren, weil ich dort am Wochenende Bekannte besuchen will, muss ich früh um halb acht losfahren, obwohl ich erst um zehn oder elf in Elsterheide sein möchte. Der Fahrplan bietet keine andere Abfahrzeit.

Hinzu kommt die Rufbustechnik, bei der du dastehst wie die Kuh vorm neuen Tor. Du kannst die bestellt haben, aber die kommen nicht. Rufst du dort an, meldet sich einer aus Frankfurt am Main, aus München oder aus wo auch immer das Callcenter ist. Mitunter hast du sogar einen Holländer dran, der dich nicht versteht. Früher hatten wir am Sonntag auch schon einen Rufbus. Da riefst du aber in Forst an und die kamen dann auch.

Der öffentliche Nahverkehr in und um Spremberg funktioniert eben nicht mehr. Das ist jedoch ein Thema, um das sich eine Stadt oder ein Landkreis kümmern muss, damit es funktioniert. Es geht doch um das Fortkommen der Bürger. Auch der Stadtverehr ist nicht mehr vernünftig getaktet. Da müsste die Stadt doch Einspruchsrecht haben, früher hat das doch auch geklappt!



Mehr Gerechtigkeit und ein wertschätzender Umgang

Aline Erdmann | Jg. 1979

Nun möchte ich gern noch etwas Persönliches zur Sprache bringen: Ich ging nach meiner Ausbildung weg aus Brandenburg und empfinde es im Nachhinein als ein falsches Zeichen, dass man uns eine Prämie dafür ausgezahlt hat, dass wir die Stadt verließen. Damals freute ich mich natürlich über diese Prämie. Jetzt aber denke ich: Im Grunde müssten wir Prämien auszahlen, damit die Leute wieder hierher zurückkommen.

Seitdem ich wieder da bin, spüre ich, dass die Unzufriedenheit vieler Menschen sehr groß ist. Und ich merke, dass die jungen Leute mit ihren toleranten, vielseitigen Ansichten fehlen. Ich glaube, auch deshalb sind die Wahlergebnisse so, wie sie sind. Ich muss ehrlich sagen: Aus der Ferne war ich über diese sehr erschrocken. Ich habe lange überlegt, ob ich hierher zurückkommen möchte.

Auf der anderen Seite sagte ich mir: Ich bin ein Lausitzer Kind! Ich kehrte gern wieder in die Heimat zurück. Jetzt und hier versuche ich, mit meiner in der Ferne gesammelten Erfahrung etwas zu bewegen. Lasst uns miteinander sprechen, offen sein, einander zuhören. Ein wertschätzender Umgang miteinander ist so wichtig und ein guter Anfang.

Wo bleibt die versprochene Kaufhalle?

Renate Drichel | Jg. 1939

Ich will jetzt mal etwas für uns Alte zur Sprache bringen. Ich wohne in der Altstadt. Hier wurden in den letzten Jahren sehr viele Wohnungen barrierefrei ausgebaut. Darin wohnen viele alte und behinderte Leute. Wir haben jedoch noch immer kein Lebensmittelgeschäft in der Altstadt. Ich bin weit über 80 und fahre noch Auto. Ich möchte das gar nicht mehr, auch meine Kinder wollen, dass ich das Auto abgebe, aber ich brauche es, um einzukaufen und meine Erledigungen zu machen. Das ist ohne eigenes Auto in unserer Gegend nicht möglich. Wenn ich mich umschaue, sehe ich: Entweder werden die Leute von ihren Kindern zum Einkaufen gefahren oder sie nehmen sich eine Taxe. Die ist aber nicht gerade billig.

Als die Kaufhalle in Mitte geschlossen wurde, versprach man uns, dass da eine neue hinkommt. Deswegen kam auch der Drogeriemarkt dm nach Spremberg. Als die merkten, dass die Kaufhalle nicht kommt, zogen sie wie-

der weg. Dann wurde das Haus, in dem nun Herr Apel sitzt, vor einigen Jahren an einen Mann verkauft, der darin einen Vollsortimenter mit Lebensmitteln, Kleidung und Haushaltswaren unterbringen wollte. Darauf warten wir heute noch.

Die Versorgungssituation ist ein ganz, ganz großes Problem für alte Leute in der Innenstadt. Wir müssen alle nach auswärts fahren, um grundlegende Dinge einzukaufen, weil wir nicht mehr so weit laufen können.

Nachfrage und Angebot

Angela Kunze | Jg. 1967

Das Problem, bei dem die Stadt sicherlich auch gefragt ist, besteht darin: Du musst die für den täglichen Bedarf so wichtigen Discounter und Geschäfte natürlich erst mal herkriegeln! Bevor die irgendwo investieren, gucken die sich zuerst die Infrastruktur an: Wer lebt dort, wie zahlungskräftig sind die Leute, was gibt es außerhalb, wo fahren die Leute hin? Das ist eben das Problem in der heutigen Zeit: Alles muss sich vor allem rechnen!

Gerade für Rentner und viele andere, die finanziell nicht ganz so gut bestückt sind, ist das eine ganz schwierige Kiste. Denn da die kleineren Geschäfte nicht so große Abnahmen haben, bestellen sie nur kleine Mengen, die höhere Einkaufspreise bedeuten, die sie dann an die Kunden weitergeben. Was sie ausgeben, muss als Umsatz wieder reinkommen.



Halb volle Wassergläser

Petra Koark | Jg. 1953

Ich liebe unsere kleinen Läden, doch für den Grundbedarf fehlt es in der Stadt an Gelegenheiten. Hinten am Busbahnhof ist Lidl, aber wer mit dem Rollator unterwegs ist, für den wird es schwierig, bis dorthin zu gelangen.

Ich bin eigentlich ein sehr optimistischer Mensch. Fragt man mich, ob das Glas Wasser halb voll oder halb leer ist, entscheide ich mich für Ersteres. Nach den zwei letzten Briefen der Städtischen Werke zum Gas- und Energiepreis weiß ich, dass ich mehr als die Hälfte meiner Rente brauche, um mein Haus zu halten. Dann kommt die neue Grundsteuer dazu, dann noch dies und das, was es nicht einfach macht.

Noch etwas liegt mir auf dem Herzen: Ich bin ein in der DDR erzogenes Kind. Wir wohnten in einer Altbauwohnung und wir mussten uns unter der Woche kalt waschen, wenn man sich das Wasser nicht auf dem Herd warm machte. Wir hatten einen Badeofen, den wir am Wochenende benutzten. Später gab es einen Boiler, aus dem auch unter der Woche warmes Wasser kam. Ich weiß also, was ein Waschlappen ist und wie man ihn benutzt. Dass mir das heute jemand aus der Regierung erklären will, ist lächerlich. Ich hätte in den Fernseher hüpfen können, als die davon angingen.

Diskussion und Widerrede

Gabriele Kubitz | Jg. 1959

Dass die Menschen immer unhöflicher miteinander umgehen, merke ich deutlich an meinem Arbeitsplatz. Ich arbeite bei Kaufland an der Kasse. »Guten Tag« und »Auf Wiedersehen« sind für uns Verkäufer die vorgegebene Regel, doch es wird einem nicht mal mehr gedankt. Im Grunde schimpfen sie alle: über das schlechter werdende Angebot, über die steigenden Preise, über was auch immer. »Ich kann doch nichts dafür!«, sage ich dann nur. »Ich sitze hier und muss arbeiten. Ich kassiere Sie ab, über alles andere können Sie bitte woanders diskutieren.« Ich bin da geradeheraus.

30 Jahre bin ich jetzt im Unternehmen tätig. Ich darf mich gar nicht einlassen auf solche Diskussionen und ich möchte auch gar nicht darüber diskutieren. Das ist Zeit, in der ich keine Leistung erbringe. Außerdem wird man schließlich überall beobachtet.

Der existenzielle Druck wirkt überall nach

Michael Apel | Jg. 1962

Ich beobachte auch, dass sich das Verhalten der Menschen ändert. Das hat für mich nichts damit zu tun, dass hier irgendeine diffuse Kultur verlorengegangen ist. Ich denke, das hat was mit dem enormen Druck zu tun, dem die Menschen derzeit ausgesetzt sind. Dieser existenzielle Druck wirkt in einem nach: Man hat schlechte Laune, steht unter Stress, hat womöglich einen Ungutes verkündenden Brief zu Hause liegen. Da entstehen zwangsläufig Konflikte.

Wenn ich an der Kinokasse beispielsweise sage: »Ihr Kind ist noch nicht sechs, der Film ist aber erst ab sechs freigegeben. Deshalb dürfen Sie mit ihm nicht rein in diesen Film.« Das Elternteil aber hat es seinem Kind versprochen, ist uneinsichtig, das Kind weint – da muss der Mitarbeiter mitunter sehr viel aushalten. Oder wenn wir Corona-Maßnahmen durchzusetzen hatten, gab es viele unangenehme Diskussionen. Das alles ist eine große Belastung für die Mitarbeiter. Die kriegen den Unmut der Menschen ab, unabhängig davon, was sie selbst für eine Position zu alldem haben.

Auch in der Stadtverordnetenversammlung ist der Umgang miteinander unfreundlicher geworden. Ich glaube, das liegt daran, dass bestimmte Dinge für viele Menschen existenziell sind. Da geht es eben nicht nur darum, sich bei teuren Gaspreisen und kalter Heizung einen Pullover und eine Strickjacke anzuziehen, wie das jüngst ein Politiker so freundlich formuliert hat. Nein, es sind inzwischen existenzielle Probleme, hier geht es um Lebenswerke, um die Zukunft, die Familie, die Wohnung, das Haus oder das eigene Geschäft. Das macht was mit den Menschen, da kommen sie nicht mehr raus.

Zurück zu den Wurzeln und zu einer gesunden Natur

Sylke Laubenstein-Polenz | Jg. 1966

Wir befinden uns gerade in einer Situation, die Angst macht. Eine, in der man merkt: Es geht in eine existenzielle Krise wie in den Neunzigerjahren. Deswegen sei mir hier bitte ein Exkurs in die Wendezeit und meine Kindheit gestattet.

Ich wuchs in Kochsdorf auf, einem dörflichen Ortsteil von Spremberg, einen Kilometer vom Tagebau Welzow-Süd entfernt. Dort lebte ich bis zu

meinem zwölften Lebensjahr in einem Haus ohne Innentoilette, ohne Bad und ohne Waschmaschine. Meine Oma lehnte jede Modernisierung, die meine Eltern gerne umgesetzt hätten, ab. Gute Erinnerungen habe ich an die Zentrale Oberschule Kochsdorf. Sie wurde geschlossen, als umliegende Orte wie Roitz Ende der Siebzigerjahre wegen des Braunkohleabbaus abgebaggert wurden und es nicht mehr genug Schüler gab. 1979 wechselten wir alle an die neu errichtete Ernst-Thälmann-Schule, heute Kollerberg-Schule. Auch privat zogen wir in das neu errichtete Wohngebiet Kollerberg.

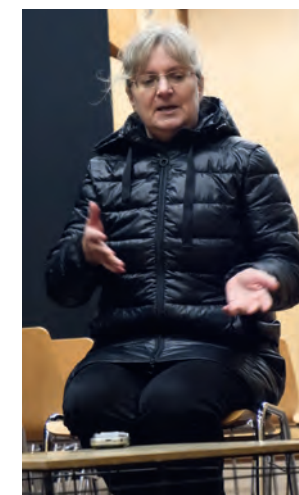
Ich hatte schon immer eine große Affinität zu Sprachen. Mein Schuldirektor in Spremberg sprach mich darauf an und so besuchte ich ab 1981 vier Jahre die Sorbische Erweiterte Oberschule »Marjana Domaškojc«, heute Niedersorbisches Gymnasium, in Cottbus und wohnte dort im Internat. An dieser Schule wurden Sprachen generell in Kleingruppen unterrichtet, was mir sehr gut gefiel.

Meine Oma sagte vor dem Schulwechsel ungefragt zu mir: »Damit haben wir nüscht zu tun.« Sie meinte die sorbische Sprache und Kultur. Wie mir heute bewusst ist, entstammte sie einer der vielen sorbischen Familien in der Niederlausitz, die ihre eigene Identität verleugneten. Der Name meiner Ur-Ur-Großmutter wurde in der Geburtsurkunde noch richtig sorbisch mit slawischen Buchstaben geschrieben. In den Fünfzigerjahren deuschten die Spremberger Behörden den Namen ein.

Das Sorbische nahm in Spremberg bereits seit Ende des neunzehnten Jahrhunderts aus verschiedenen politisch und wirtschaftlich bedingten

Ich gehöre einer Familie an, die ihre eigene sorbische Identität stets verleugnet hat. Ich entdeckte meine Wurzeln neu.

Durch den existenziellen Druck haben besonders die Menschen im Dienstleistungsbereich zu leiden.



Gründen stark ab. In der damals gerade erst wieder neu errichteten Wendischen Kirche in Spremberg fanden bald keine Gottesdienste in wendischer Sprache mehr statt. Viele Wenden in der Niederlausitz empfanden ihre eigene Identität als bäuerlich und wollten oftmals lieber städtisch und somit nach ihrem Verständnis fortschrittlich sein. Die Assimilierung in die deutsche Gesellschaft erfolgte also nicht nur durch starke Einflüsse von außen, sondern auch von innen heraus. Meine Familie ist ein Beispiel dafür. Immerhin sang mir die gesamte Geburtstagsgesellschaft meiner Oma zu ihrem 70-ten Geburtstag 1982 das sorbische Lied »Ja mam lubku z Bage ca« vor. Das Wissen, wendisch zu sein, war also noch vorhanden, wenn auch verborgen. Nach dem Abitur studierte ich von 1985 bis 1990 Kulturwissenschaften in Leipzig mit dem Nebenfach Sorabistik. 1990 kehrte ich nach Spremberg zurück und lebe seitdem hier.

Mein Vater arbeitete zu DDR-Zeiten im Ferrolegierungswerk, manchen auch als Lonza-Werk bekannt. Das wurde nach der Wende abgebaut, weil es angeblich zu stromintensiv war. Erst 1984 war es mit französischer Technik vollkommen neu aufgebaut worden. Ich hörte, dass es im Irak oder Iran wieder errichtet worden sei. Als mein Vater im Urlaub in Bad Füssing eine Fahrradtour in die Umgebung unternahm, stand er plötzlich vor einem alten Ferrolegierungswerk, allerdings längst nicht so modern wie sein ehemaliger Betrieb. Wäre der eine unliebsame Konkurrenz gewesen?

Mein Vater hatte das Glück, nach der Wende bei den Städtischen Werken anfangen zu können. Hier war er für den Bereich Elektroenergie zuständig. Die Spremberger setzten durch, dass in Ostdeutschland die Stadtwerke das Stromnetz übernehmen dürfen. Dazu mussten bestehende Gesetze geändert werden, woran mein Vater beteiligt war.

Meine Mutti war Gesundheitsfürsorgerin für Lungenkranke. Sie schulte nach der Wende um und war fortan für den Sozial-Psychiatrischen Dienst des Landkreises Spree-Neiße tätig. So schafften es beide Eltern in der Wendezeit, in der alles auf den Kopf gestellt wurde und überall totale Verunsicherung herrschte, im Arbeitsleben zu bleiben. Ich selbst fand - wie so viele andere auch - keine Arbeit in meinem Studienfach. Im sorbischen Bereich befand sich alles im Umbruch. Andere studierten bis 1990 Tierproduktion oder weitere Fächer, die nun gar nicht mehr gefragt waren. Auch sie mussten sich irgendwas Neues suchen. Ich arbeitete sechs Jahre bei einem privaten Stadtplanungsbüro in Spremberg, was mir großen Spaß machte. Die Inhaber kamen aus Bayern und setzten

Meine Eltern kamen gut durch die Wende, in der totale Verunsicherung herrschte und sich das Arbeitsleben drastisch veränderte.

von Anfang an auf Bürgerbeteiligung. In jeder Innenstadt, die saniert werden sollte, verteilten wir erst einmal Fragebögen, auf denen die Menschen sich zu den Ist-Zuständen und zu ihren Vorstellungen für die künftige städtische Gestaltung äußern konnten. In Brandenburg hieß es dagegen leider bald: Macht Städteplanung und Dorferneuerung mit so wenig Geld- und Zeitaufwand wie irgend möglich!

Seit dem 1. Januar 1997 arbeite ich in dem Bereich, den ich studiert habe, bei der Stiftung für das sorbische Volk. Diese ist in erster Linie für die Finanzierung sorbischer Institutionen zuständig. Sie fördert verschiedenste Projekte und ist selbst Projektinitiator und -träger. Bei der Stiftung aktivierte ich meine zuvor eher passiven sorbischen Sprachkenntnisse. Ich spreche und schreibe nun fließend Niedersorbisch, das Obersorbische kann ich lesen und verstehen.

Als Referentin in der Zweigstelle Cottbus/Chóšebuz bin ich vor allem für Belange im sorbischen/wendischen Siedlungsgebiet in der Niederlausitz zuständig, seit diesem Jahr auch für ein ganz neues Aufgabengebiet: die Bewirtschaftung von Bundesmitteln für sorbische Strukturwandelprojekte in Brandenburg. Dazu bin ich auch überregional tätig, zum Beispiel für den Bereich »Sorbischer Film«.

In Spremberg/Grodtk wirke ich ausschließlich ehrenamtlich für das Sorbische. So bin ich seit den Neunzigerjahren im ehrenamtlichen Beirat der Stadt Spremberg/Grodtk für sorbische/wendische Angelegenheiten aktiv. Der langfristige Erhalt des Sorbischunterrichts in Spremberg/Grodtk ist dort zum Beispiel ein wichtiges Thema. Über den Beirat stieß ich mit an, dass wir - verschiedene sorbische Institutionen - 2014 zum Brandenburg-Tag in Zusammenarbeit mit der Stadt Spremberg/Grodtk und dem Landkreis Spree-Neiße ein tolles zweitägiges sorbisches Programm im Schlossbereich auf die Beine stellen. In dieses bezogen wir auch Spremberger Kindergärten mit ein. Für die Zukunft wünsche ich mir, dass uns das zu ähnlichen Anlässen wieder gelingt. Der langfristige Erhalt des Sorbischunterrichts in Spremberg/Grodtk ist dort zum Beispiel ein wichtiges Thema.

Weiterhin bin ich Mitglied unserer Domowina-Ortsgruppe Spremberg/Grodtk, welche seit vielen Jahren von Petra Koark geleitet wird. Diese Gruppe gehört zum Domowina-Regionalverband Niederlausitz e. V., der sich gleich nach 1990 als eigenständiger Verband gegründet hat. In Spremberg/Grodtk gab es vorher ein hauptamtliches Büro der Domowina, genau wie in Jänschwalde und verschiedenen anderen Orten. Nach der Wende wurden alle Re-

In Spremberg setze ich mich ausschließlich ehrenamtlich für den Erhalt der sorbischen Sprache und Kultur ein.

gionalbüros der Niederlausitz in Cottbus zusammengefasst. Durch diese Zentralisierung wurde es für hauptamtliche Domowina-Angestellte schwieriger, kulturpraktische Arbeit vor Ort zu leisten. Das muss man selbst in die Hand nehmen, wenn Zeit und Kraft dafür da sind.

Zum Heimatfest in Spremberg/Grodtk 2019 war unsere Ortsgruppe mit einem eigenen Stand dabei. Wir präsentierten uns in der öffentlich kaum bekannten Spremberger sorbischen Tracht und boten einen Quiz und eine Malaktion für Kinder an. Solche Aktivitäten wurden durch die Corona-Pandemie leider vorerst ausgebremst.

Die vielfältige sorbische Sprache und Kultur muss in Spremberg/Grodtk sichtbar werden. Dafür wird es sogar Strukturfördermittel geben. Eine Idee wäre ein sorbischer Stammtisch.

Auch privat bin ich bei vielen sorbischen Veranstaltungen in der Region unterwegs. Eines der schönsten Erlebnisse in diesem Jahr war das Lakoma-Fest, auf dem auch sorbisch gesungen und getanzt wurde. Als ich mit dem Zug nach Hause fuhr, stiegen einige Leute, die auch dort gewesen waren, in Spremberg/Grodtk aus. Es gibt also auch hier Interessierte! Es müsste uns

gelingen, sichtbar zu werden. Eine Idee dazu ist, einen sorbischen Stammtisch in Spremberg/Grodtk zu organisieren.

Die sorbische Kultur ist vielfältig. Es wird künftig Strukturfördermittel für die sorbische Sprache und Kultur geben, in Brandenburg bis 2031. Auch Spremberg/Grodtk wird hoffentlich davon partizipieren.

Ich habe noch einen Wunsch, der unsere Wassersituation betrifft. Wir leben nun mal am Rande eines Tagebaus. Resultat davon ist, dass die Spree infolge der Verockerung auf lange Dauer braun sein wird. Was weniger bekannt ist: Die Quellgebiete des Baches Kochsa, der dem Ortsteil Kochsdorf, wo ich herkomme, den Namen gab, wurden in den Siebzigern abgebaggert und die Kochsa führte eine ganze Zeit lang kein Wasser mehr. Dann wurde dort bis heute abgepumptes Grubenwasser eingespeist und die Natur am Kochsagrund erholte sich wieder. Vor ein paar Wochen stand in der Zeitung, dass die LEAG das nicht mehr bezahlen könne und auch langfristig nicht zuständig dafür sei. Der NABU engagiert sich für eine Lösung. Könnte man dafür nicht Strukturwandelgelder verwenden? Es wäre so wichtig, diesen wertvollen Naturraum für uns alle zu erhalten!

Rückmeldungen der Stadt Spremberg/Grodtk zu den Erzählsalons

Aline Erdmann

Gleichstellungsbeauftragte
der Stadt

Durch die »bunte« Mischung und Zusammenstellung der Bürgerinnen und Bürger erhielt man durch die Erzählsalons vielfältige Einblicke in die Geschichten und Lebensgeschichten der Bewohnenden aus Spremberg/Grodtk und dessen Ortsteilen. Es kamen viele interessante Eindrücke zur Historie Sprembergs zum Vorschein, was dazu führte, dass man Spremberg/Grodtk aus unterschiedlichen Perspektiven betrachten konnte. Mitarbeitende der Stadt beispielsweise entwickelten durch diese Multiperspektivität ein tiefgreifendes und weitgefächertes Verständnis für die Menschen vor Ort.

In Spremberg/Grodtk gibt es viele Menschen, die sich ehrenamtlich engagieren. Nachdenklich stimmt mich, dass die meisten von ihnen über 55 Jahre alt sind oder werden. Jüngere Menschen kommen kaum hinzu, um die vielfältigen Angebote aufrechtzuerhalten. Problematisch dabei ist, dass neue Ideen nicht oder nur teilweise umgesetzt und oft mit einem »Das haben wir doch schon immer so gemacht« abgetan werden.

Sebastian Kron

Mitarbeiter der Bürgermeisterin
Spremberg/Grodtk

Die demografische Entwicklung hat zur Folge, dass es nicht nur in Spremberg/Grodtk und dessen Ortsteilen, sondern auch in weiten Teilen der Lausitz zu einem rasanten Anstieg des Durchschnittsalters kommt. Anknüpfend an die Aussagen von Aline Erdmann gebe ich zu bedenken, dass auch ehrenamtlich engagierte Menschen immer älter werden, was zur Folge hat, dass es lei-

der ein solch weit gefächertes Angebot an kulturellen, sozialen und helfenden Dienstleistungen nicht auf Dauer geben wird.

Auch Vereinskulturen verlieren an Popularität. Engagierte Mitglieder fallen aus und immer weniger junge Menschen ergreifen Initiative, Nachfolge zu leisten und die Aufgaben von Großmutter oder Großvater zu übernehmen. So wird ehrenamtliches Engagement von Heranwachsenden und Erwachsenen immer seltener. Diese rasante und traurige Entwicklung ist nicht nur in der Stadt Spremberg/Grodtk und deren Ortsteilen deutlich spürbar. Zudem fehlen meist auch die zeitlichen und finanziellen Kapazitäten, einem Ehrenamt beispielsweise in einem Verein nachzugehen.

Ich bewundere die Offenheit und Ehrlichkeit einiger Menschen in den Erzählalons und war fasziniert davon, von deren Sorgen, Nöten und Ängsten von früher und heute zu erfahren. Die von Aline Erdmann beschriebene Multiperspektivität offenbarte einen Rundumblick in das Leben der Menschen aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die unkommentierten Erzählungen ermöglichten eine offene, vertrauenswürdige und lockere Atmosphäre.

Liebe Sprembergerinnen, liebe Spremberger,

Christine Herntier
Bürgermeisterin Spremberg/Grodtk

die demografische Entwicklung ist nach wie vor ein großes Thema in der Lausitz. Aktuelle Statistiken belegen, dass die Zahl der »Generation 55 plus« auch in Spremberg/Grodtk und den Ortsteilen steigt. Daher ist es uns ein großes Anliegen, gerade diese Generation in verschiedenste Freizeit- und Begegnungsangebote einzubeziehen. Dies geschieht bereits federführend durch soziale Träger und Organisationen, denen ich hiermit einen Dank für ihre Einsatzbereitschaft aussprechen möchte.

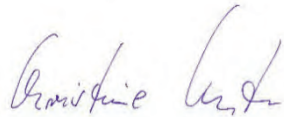
Trotzdem entgeht es auch mir nicht, dass gerade diese Generation einen erheblichen Mehrwert für unsere Stadt liefert und dass in diesen Menschen erhebliche Potenziale schlummern, die sie sich im Rahmen ihrer beruflichen Laufbahn, bestimmter biografisch-geschichtlicher Erlebnisse oder zentraler ehrenamtlicher Tätigkeiten angeeignet haben. Das Projekt »Kommunen innovativ – Altersinnovationen« ist ein Paradebeispiel dafür, die demografische Entwicklung unserer Stadt mit den umliegenden Ortsteilen nicht als ein Problem, sondern als Chance zu begreifen, sowie Themen des Strukturwandels und der Stadtentwicklung anderen Menschen im Rahmen der Bürgerwissenschaften näherzubringen. Ältere werden also zu Forschenden und entwickeln die Zukunft ihrer Stadt mit, das verspricht sich »Kommunen innovativ – Altersinnovationen«.

Ein Beispiel für die gute Zusammenarbeit zwischen der Wissenschaft und der Kommune Spremberg/Grodtk mit ihren Ortsteilen lieferten unsere Erzählalons und die in dieser Broschüre niedergeschriebenen Erzählungen aus den Erfahrungen der Wende- und Umbruchszeit sowie den Jahren danach. Die unkommentierte, lockere und angenehme Atmosphäre ermöglichte es unseren Spremberger Erzählerinnen und Erzählern, über ihre Geschichten und Erfahrungen zu sprechen. Neben den Erlebnissen der Vergangenheit spielten insbesondere im dritten Erzählalon unter anderem Themen wie Mobilität, die Situation des Krankenhauses, Orte der Begegnung und die

Toilettennutzung im öffentlichen Raum eine wichtige Rolle. Die medizinische Versorgung in unserer Stadt mit den Ortsteilen ist mir, als Ihre Bürgermeisterin, ein besonderes Anliegen. Daher hat für mich die Erhaltung unseres Krankenhauses einen hohen Stellenwert. Gleichzeitig werde ich mich für Ihre Anliegen, die während der Erzählsalonreihe aufgekommen und Schwerpunkt Ihrer Erzählungen gewesen sind, einsetzen und stark machen.

Ich danke an dieser Stelle allen Menschen und Institutionen, die sich im Rahmen der Erzählsalons eingebracht, diese aktiv mitgestaltet und umgesetzt haben. Ein besonderer Dank gilt dem BTU-Team, vertreten durch die Projektleitung Prof. Heike Jacobsen, und dem Team von Rohnstock Biografien für die Moderation und Umsetzung eines solch interessanten Formats hier in Spremberg/Grodtk. Zudem danke ich der Volkssolidarität Spremberg und der Stiftung SPI »Bergschlösschen« für die Möglichkeit, ihre Räumlichkeiten zu nutzen, sowie der SKK Spremberger Kino und Kultur GmbH für die Ausgestaltung der feierlichen Übergabe der entstandenen Broschüre.

Viel Freude beim Lesen wünscht
Ihre Bürgermeisterin



Christine Herntier

Spremberg/Grodtk im Januar 2023

Bildnachweis

Stadtarchiv Spremberg/Grodtk: Seiten 72/73

Projekt »Altersinnovationen« an der Brandenburgischen Technischen Universität

Cottbus – Senftenberg (BTU): Seiten 14/15, 19, 23, 85

Aline Erdmann: Coverfoto

Günter Scholz (Archiv): Seite 96

Aud Merkel (Rohnstock Biografien): Seiten 8, 30, 33, 44/45, 51, 56, 62

Sebastian Blottner (Rohnstock Biografien): Seiten 7, 10, 20, 27, 37, 48, 68, 91, 98/99, 103, 105, 110, 114, 116, 119

Die Erzählungen wurden aufgeschrieben von Frank Nussbücker, Autobiografiker bei Rohnstock Biografien. Rohnstock Biografien schreibt seit 25 Jahren Lebens-, Familien- und Firmenbiografien und entwickelt Erzählprojekte.

Für den Inhalt der Texte zeichnen die namentlich genannten Erzählerinnen und Erzähler verantwortlich.

1. Auflage: 1.000 Exemplare, 2023

Zitierhinweis:

Rohnstock, Katrin/ Jacobsen, Heike. 2023.

Spremberg/Grodtk. Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft.

Geschichten aus drei Erzählsalons.

Berlin: Rohnstock Biografien.

ISBN: 978-3-9825223-1-9

© Rohnstock Biografien

Breite Straße 2a

13187 Berlin

Telefon: 030 / 40 50 43 30

info@rohnstock-biografien.de

www.rohnstock-biografien.de

Herausgeber: Rohnstock Biografien

Konzept: Katrin Rohnstock

Texte: Frank Nussbücker

Lektorat: Franziska Hoch

Gestaltung: Stefanie Schau

Druck: Pinguin Druck GmbH, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Texte dürfen mit Genehmigung des Herausgebers Rohnstock Biografien für nicht kommerzielle Zwecke verwendet werden. Wir bitten um Zusendung eines Belegexemplars an Rohnstock Biografien.

Das Projekt wurde gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF).